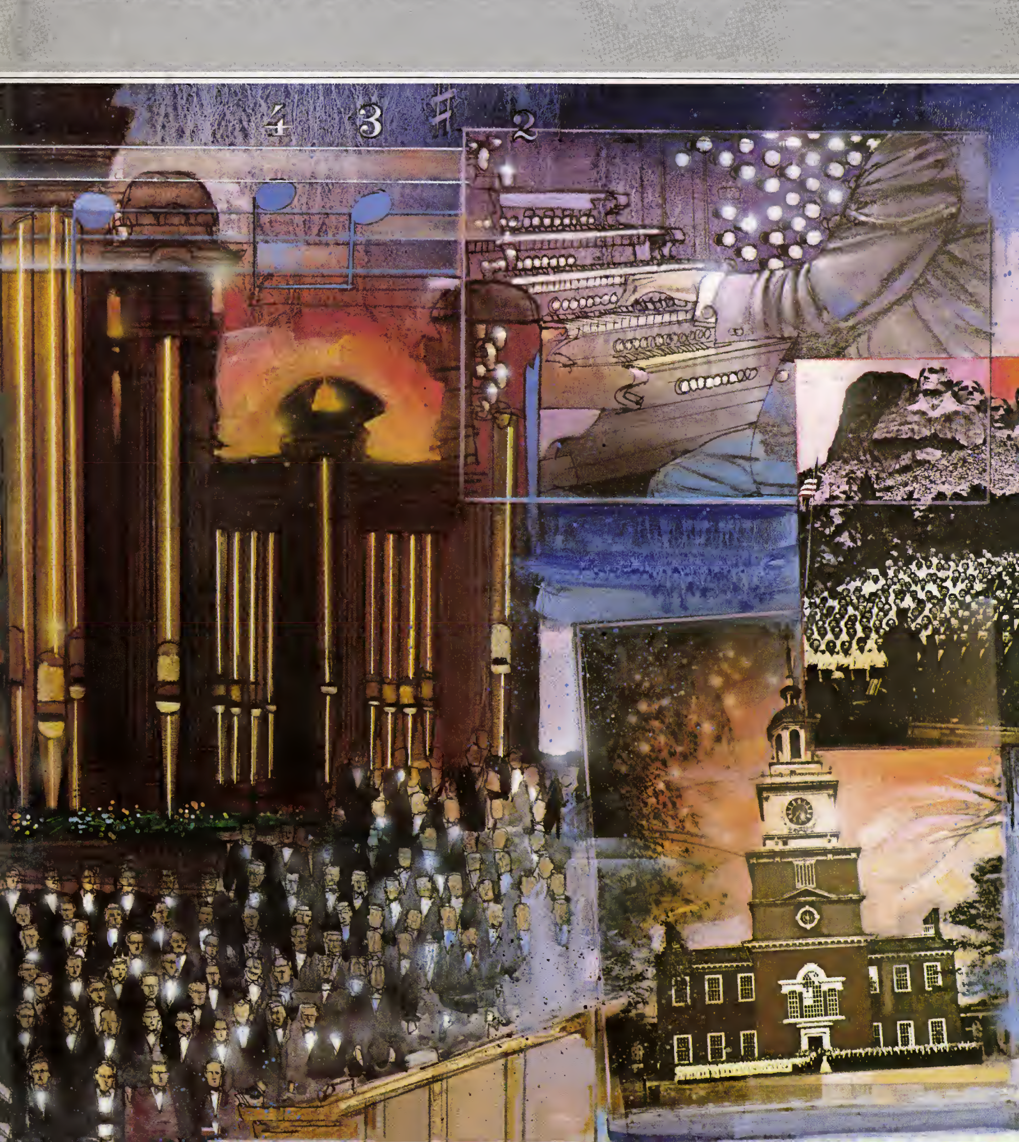
D 20 720 F

Der Stern

Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

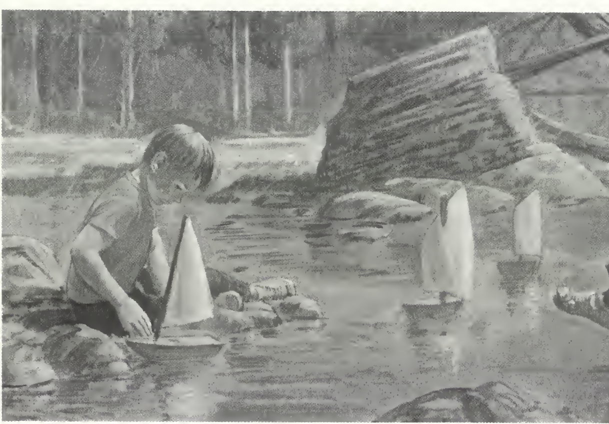
August 1986
112. Jahrgang
Nummer 5



Der Stern

August 1986
112. Jahrgang
Nummer 5

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage
mit Artikeln aus den Zeitschriften *Ensign, New Era* und *Friend*.



„Einladung zur Erhöhung" (Seite 2)

Inhalt

Für Kinder

Umschlagbild: Der Mormonen- Tabernakelchor (Fotomontage von Larry Winborg).

Redaktionsleitung: Carlos E. Asay, Rex D. Pinegar, George P. Lee, James M. Paramore

Chefredakteur: Carlos E. Asay

Zeitschriftendirektor der Kirche: Ronald L. Knighton

International Magazines
Geschäftsführender Redakteur: Larry A. Hiller
Stellvertreter: David Mitchell
Ressortleiter: Diane Brinkman (Kinderbeilage), Sharri Cook (Layout)

Der Stern

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Peter Keldorfer, Im Rosengarten 25B, D-6368 Bad Vilbel, Telefon: 06101/800431

Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Industriestraße 21, Postfach 1568
D-6382 Friedrichsdorf 1,
Telefon: 06172/710334

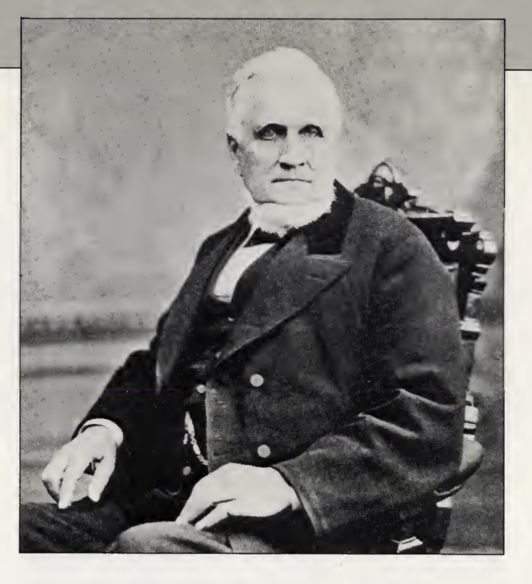
Jahresabonnement:
DM 24,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 19,20 an Citibank, N. A. Zürich, Konto-Nr. 0/110501/005, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 168,– an Erste österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 500-09028, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00

Beilagenhinweis:
Dieser Ausgabe liegt „DER KINDERSTERN August 1986" bei.

Printed by Friedrichsdorf Printing Centre
Federal Republic of Germany

Erscheint achtmal im Jahr

PB MA 0482 GE



WORTE DER PROPHETEN

John Taylor zum Thema Offenbarung

Wir glauben daran, daß ein Mensch mit Gott in Verbindung stehen muß, daß er Offenbarung von ihm braucht und daß er das, was von Gott ist, nur durch den Einfluß der Inspiration vom Heiligen Geist kennen kann.

Es ist mir völlig gleichgültig, wie gelehrt jemand ist oder ob er weit gereist ist. Es ist mir gleichgültig, was für Talente er hat, was für ein Genie er ist, an welchem College er studiert haben mag, wie umfassend seine Ansichten sind oder was er zu anderen Themen meint: gewisse Themen kann er nur durch den Geist Gottes verstehen, und das bringt uns zwangsläufig zur Notwendigkeit von Offenbarung. Und zwar nicht Offenbarung in früherer Zeit, sondern gegenwärtige, unmittelbare Offenbarung, die den, dem sie zuteil wird, auf allen Lebenswegen hier und ins ewige Leben im Jenseits führt.

Viele Menschen, auch die angeblichen Christen, spötteln sehr über den Gedanken an gegenwärtige Offenbarung. Wer hat aber je von wahrer Religion ohne Verständigung mit Gott gehört? Mir scheint das der absurdeste Gedanke, auf den ein Mensch nur kommen kann. Da die Menschen das Prinzip gegenwärtige Offenbarung allgemein ablehnen, erstaunt es mich nicht, daß Skepsis und Unglaube so beunruhigende Ausmaße angenommen haben. Es erstaunt mich nicht, daß so viele Menschen für Religion gleichgültig sind und sie als etwas betrachten, das die Aufmerksamkeit eines intelligenten Menschen nicht wert ist, denn ohne Offenbarung ist Religion Gespött und Farce.

Wenn ich keine Religion haben kann, die mich zu Gott führt und mir eine Verbindung zu ihm schafft und mir die Grundlagen der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens darlegt, will ich damit nichts zu tun haben.

Gegenwärtige Offenbarung ist also *die* Grundlage unserer Religion. Die Christenheit lehnt dies ab und behauptet, die Bibel reiche völlig aus. Ich kann mich noch erinnern, wie ich in meiner Jugend intensiv darin geforscht habe. Sie ist ein großartiges Buch, und ich empfehle sie all unseren Leuten, ob Mann oder Frau, jung oder alt. „Ihr erforscht die Schriften", hat Jesus gesagt, „weil ihr meint, in ihnen das ewige Leben zu haben; gerade sie legen Zeugnis über mich ab." (Johannes 5:39.)

Ich würde aber nicht nur die heiligen Schriften erforschen, die wir jetzt haben, sondern ich würde jede Offenbarung erforschen, die Gott seinem Volk zur Anleitung gegeben hat, ebenso aber auch jede, die er ihm jetzt gibt oder die er ihm noch geben wird. Ich würde dem Geber meine Ehrerbietung erweisen, auch denen, die Er als sein Werkzeug benutzt, Seine Grundsätze bekanntzumachen; und ich würde mich von den Grundsätzen leiten lassen, die in dem heiligen Wort enthalten sind. □

Aus: Journal of Discourses, 16:373ff.; 1. Februar 1874.



Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

Einladung zur Erhöhung

Präsident Thomas S. Monson
Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Überall sind die Menschen in Eile. Düsengetriebene Flugzeuge befördern ihre kostbare Fracht über Kontinente und weite Meere. Es gilt Termine einzuhalten, touristische Attraktionen locken, und Freunde und Familie warten auf die Ankunft eines bestimmten Flugzeugs. Auf den modernen Autobahnen fahren Millionen Automobile, besetzt mit Millionen von Menschen, in scheinbar endlosem Strom von morgens bis abends, von Ost nach West, von Nord nach Süd.

Kommt diese hektische Bewegung der Menschen je zum Stillstand? Tritt in diesem verwirrenden Lebenstempo je eine Pause ein – zum Nachsinnen, auch über zeitlose Wahrheiten?

Tritt in diesem verwirrenden Lebenstempo je eine Pause ein – zum Nachsinnen, auch über zeitlose Wahrheiten?

Im Vergleich mit ewigen Wahrheiten sind die Fragen des täglichen Lebens eigentlich recht trivial. Was wollen wir heute mittag essen? Läuft heute abend im Kino ein guter Film? Was gibt es heute abend im Fernsehen? Wohin sollen wir Samstag gehen? Diese Fragen erweisen sich als unbedeutend, wenn Krisen aufkommen, wenn lieben Menschen ein Unheil widerfährt, wenn Krankheit in ein bisher gesundes Haus einkehrt oder wenn das Leben selbst, vielleicht zu früh, zu Ende ist. Dann lassen sich Wahrheit und die trivialen Nebensächlichkeiten leicht voneinander trennen. Die Seele blickt zum Himmel auf und sucht nach der göttlichen Antwort auf die größten Fragen des Lebens: *Woher kommen wir? Warum sind wir hier? Wohin gehen wir nach diesem Leben?* Die Antworten auf diese Fragen sind nicht in Collegelehrbüchern zu finden oder dadurch, daß man einen Informationsdienst anruft, eine Münze in die Luft wirft oder aus Multiple-Choice-Antworten eine willkürliche Auswahl trifft. Diese Fragen gehen über die Sterblichkeit hinaus; sie umfassen die Ewigkeit.



„Noch ehe ich dich im Mutterleib formte . . ."

Woher kommen wir? Diese Frage stellt sich, wenn vielleicht auch unausgesprochen, allen Eltern oder Großeltern, wenn ein Neugeborenes seinen ersten Schrei tut. Man bestaunt das vollkommen gestaltete Kind. Die winzigen Zehen, die zarten Fingerchen, den schöngeformten Kopf, ganz zu schweigen vom verborgenen, doch wundersamen Blutkreislauf, vom Verdauungsapparat und Nervensystem – all das zeugt von einem göttlichen Schöpfer.

An den Propheten Jeremia erging das Wort des Herrn: „Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen, noch ehe du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt, zum Propheten für die Völker habe ich dich bestimmt." (Jeremia 1:5.) Diese direkt an einen Menschen gerichtete Aussage ist gewiß ein Beispiel dafür, was an jeden von uns gerichtet sein könnte.

Der Apostel Paulus hat den Athenern auf dem Areopag erklärt, wir Menschen seien „von Gottes Art" (siehe Apostelgeschichte 17:29).

Da wir wissen, daß unser physischer Körper von unseren sterblichen Eltern stammt, müssen wir uns fragen, was die Aussage des Paulus wirklich bedeutet. Der Herr hat gesagt: „Der Geist und der Körper zusammen sind die Seele des Menschen." (LuB 88:15.) Also ist der Geist „von Gottes Art". Der Verfasser des Hebräerbriefs bezeichnet Gott als „Vater der Geister" (siehe Hebräer 12:9). Gott selbst ist eine Seele, und zwar Körper aus Fleisch und Gebein und Geist, so greifbar wie der Körper eines Menschen.

Er ist ein auferstandenes, verherrlichtes, erhöhtes, allwissendes, allmächtiges Wesen, überall gegenwärtig in Geist, Macht und Einfluß, der Herrscher über Himmel und Erde und alles, was darauf ist. Der Geist eines jeden Menschen ist buchstäblich von Gott gezeugt (siehe LuB 76:24).

Der Apostel Johannes hat eine wichtige Aussage des Herrn in bezug auf das vorirdische Leben festgehalten: „Was werdet ihr sagen, wenn ihr den Menschensohn hinaufsteigen seht, dorthin, wo er vorher war?" (Johannes 6:62.) Und ferner: „Und niemand ist in den Himmel hinaufgestiegen außer dem, der vom Himmel herabgestiegen ist." (Johannes 3:13.)

Was die äußere Erscheinung betrifft, so sah Jesus uns allen ähnlich. Häufig wurde gefragt: „Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns?" (Matthäus 13:55.) Selbst am Ende seines Wirkens in der Sterblichkeit mußte Jesus noch von dem Verräter Judas identifiziert werden, da die, die ihm übelwollten, ihn nicht von den anderen unterscheiden konnten. Da wir in Gottes Ebenbild erschaffen sind, kann es doch eigentlich gar nicht so schwer sein, unser vorirdisches Leben zu begreifen, da das vorirdische Leben Jesu doch so deutlich erklärt ist. Abgesehen von den heiligen Schriften, stellen wir fest, daß auch inspirierte Dichter zu diesem Thema bewegende, erhabene Gedanken geäußert haben, über die es nachzudenken gilt.

Der englische Dichter William Wordsworth hat die folgenden wahren Gedanken geäußert:

Geborenwerden ist Vergessen nur
und Schlafen.
Der Geist, der mit uns kommt,
des Lebens Stern,
Verließ in andern Sphären seinen
sichern Hafen,
Zog her zur Welt aus raumlos weiter Fern'.

Doch nicht in völligem Vergessen,
Nicht jeglicher Erkenntnis bar und bloß,
Den Wolken gleich,
die Himmelsraum durchmessen,
Löst' er von seiner Heimat – Gott – sich los.
(Aus der „Ode an die Unsterblichkeit".)

Ein anderer Autor hat ein neugeborenes Kind als „liebliche, neue Blüte der Menschheit" bezeichnet, „gerade aus



Illustrationen von Robert Barrett

Ein neugeborenes Kind ist ein Beispiel für völlige Abhängigkeit. Es braucht Nahrung für den Körper und Liebe für die Seele. Die Mutter sorgt für beides.

Gottes Heimstatt gefallen, um hier auf der Erde zu blühen".

Die Eltern, die ihr Neugeborenes betrachten oder ein heranwachsendes Kind an der Hand nehmen, sinnen nach über ihre Aufgabe, zu lehren, anzuspornen und Führer, Vorbild zu sein. Während die Eltern nachsinnen, stellen Kinder und vor allem Jugendliche die dringliche Frage: „Warum sind wir hier?" Gewöhnlich wird die Frage zutiefst im Innern gestellt und lautet dann: „Warum bin *ich* hier?"

„Im Haus meines Vaters . . ."

Wir müssen überaus dankbar sein, daß der weise Schöpfer die Erde erschaffen und uns hierhingestellt hat, mit dem Schleier des Vergessens über unser Vorherdasein, so daß wir eine Prüfungszeit durchmachen können, in der wir Gelegenheit haben, uns zu bewähren und uns für alles würdig zu machen, was Gott für uns bereitet hat.

Hauptzweck unseres Daseins auf der Erde ist es also offensichtlich, einen Körper aus Fleisch und Gebein zu erlangen und Erfahrungen zu sammeln, die uns nur durch die Trennung von unseren himmlischen Eltern möglich sind. In tausendfacher Hinsicht dürfen wir uns selbst entscheiden. Wir lernen hier durch Erfahrung. Wir unterscheiden Gut und Böse. Wir lernen den Unterschied zwischen dem Bitteren und dem Angenehmen kennen. Wir lernen, daß von unseren Entscheidungen unsere Bestimmung abhängt.

Paulus hat den Philippern gesagt: „Müht euch mit Furcht und Zittern um euer Heil!" (Philipper 2:12.) Und der Herr hat uns eine Anleitung gegeben, die wir als die Goldene Regel kennen, nämlich: „Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen!" (Matthäus 7:12.)

Durch den Gehorsam gegenüber Gottes Geboten können wir uns würdig machen für das „Haus", von dem Jesus gesagt hat: „Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen. . . Ich gehe, um einen Platz für euch vorzubereiten. . . . damit auch ihr dort seid, wo ich bin." (Johannes 14:2,3.)

Wenn wir über so Tiefgründiges nachdenken, wird uns auch bewußt, wie hilflos doch ein neugeborenes Kind ist. Es gibt kein besseres Beispiel für völlige Abhängigkeit. Das Kind braucht Nahrung für den Körper und Liebe für die Seele. Die Mutter sorgt für beides. Sie, die mit ihrer Hand in Gottes Hand größte Gefahren durchgestanden hat, damit wir ins Leben kommen konnten, wird in ihrer Mission als Mutter von Gott nicht alleingelassen. Die kostbaren Kinder werden in einer erwartungsvollen Familie willkommen geheißen.

„In Christus lebendig"

Vor langer Zeit hat der Prophet Mormon den Rat gegeben: „Ihr sollt dieses lehren: Umkehr und Taufe für diejenigen, die zurechnungsfähig und imstande sind, Sünde zu begehen; ja, lehrt die Eltern, daß sie umkehren und sich taufen lassen und sich

wie ihre kleinen Kinder demütigen müssen, dann werden sie alle mit ihren kleinen Kindern errettet werden.

Und ihre kleinen Kinder brauchen keine Umkehr und keine Taufe. Siehe, die Taufe ist für die Umkehr, um die Gebote zu erfüllen, die der Sündenvergebung dienen.

Doch die kleinen Kinder sind in Christus lebendig." (Moroni 8:10–12.)

Der Herr gewährt den Menschen von der Geburt an, bis sie acht Jahre alt sind, eine bevorzugte Zeit – erst nach dieser werden sie rechenschaftspflichtig und die Taufe verlangt.

Dr. Glenn Doman, ein bekannter amerikanischer Autor, hat geschrieben: „Ein neugeborenes Kind ist fast das gleiche wie ein leerer Computer, nur daß es dem Computer in fast jeder Hinsicht überlegen ist. . . . Was sich dem Gehirn des Kindes in den ersten acht Lebensjahren einprägt, bleibt wahrscheinlich auf Dauer bestehen." (*How to Teach Your Baby to Read*, Philadelphia, 1979, Seite 43,45.)

Die Entwicklungsjahre eines Kindes müssen dazu genutzt werden, ein Leben aufzubauen, das fest im Evangelium verankert ist. Wenn eine solche Grundlage für die Ewigkeit gelegt wird, wird sie den Stürmen und Prüfungen der Sterblichkeit widerstehen.

Mit Recht fragen die Eltern: „Was sollen wir unserem Kind beibringen?" „Was für Wahrheiten sind am wichtigsten?" Glaube ist der erste Grundsatz, den unsere kostbaren Kinder lernen müssen – beständiger Glaube an Gott, den ewigen Vater, und an seinen Sohn Jesus Christus. Paulus hat den Hebräern geschrieben: „Denn uns ist die gleiche Freudenbotschaft verkündet worden wie jenen; doch hat ihnen das Wort, das sie hörten, nichts genützt, weil es sich nicht durch den Glauben mit den Hörern verband." (Hebräer 4:2.)

Vor einigen Jahren erschien in einer Zeitung in Salt Lake City eine Todesanzeige, die ein guter Freund von mir aufgegeben hatte: eine Mutter und Ehefrau war in der Blüte ihres Lebens vom Tod hingerafft worden.

Ich bin zur Beerdigung gegangen und habe mich den vielen Menschen angeschlossen, die dort versammelt waren, um dem schmerzerfüllten Ehemann und den mutterlosen Kindern ihr Beileid zu bekunden. Plötzlich erkannte mich Kelly, die Jüngste, und nahm meine Hand.

„Komm mit", sagte sie und führte mich zu dem Sarg, in dem ihre geliebte Mutter lag. „Ich weine nicht, Bruder Monson, und du darfst auch nicht weinen. Meine Mama hat mir oft vom Tod und vom Leben beim himmlischen Vater erzählt. Ich gehöre zu meiner Mama und meinem Papa. Wir werden alle wieder zusammen sein."

Mit Tränen in den Augen sah ich ihr vertrauensvolles Lächeln auf ihrem lieben Gesicht. Für meine kleine Freundin, deren winzige Hand die meine hielt, gab es keine hoffnungslose Dämmerung. Sie fand Kraft in ihrem unerschütterlichen Zeugnis; sie wußte, daß das Leben auch über das Grab hinaus weitergeht, daß sie, ihr Vater, ihre Geschwister, ja, alle, die um die göttliche Wahrheit wissen, der Welt verkünden können: „Wenn man am Abend auch weint, am Morgen herrscht wieder Jubel." (Psalmen 30:5.)

Außer darauf, daß wir Glauben lehren und lernen, legen wir Nachdruck auf die Umkehr. „Kehrt um, wendet euch ab von all euren Vergehen! Sie sollen für euch nicht länger der Anlaß sein, in Sünde zu fallen." (Ezechiel 18:30.) So hat Ezechiel einst gesprochen. Er hat alle Menschen allzeit und überall aufgerufen, vom Übeltun abzulassen und rechtschaffen zu leben.

Als nächstes hören wir uns an, was der Herr dem Nikodemus gesagt hat: „Wenn jemand nicht aus Wasser und Geist geboren wird, kann er nicht in das Reich Gottes kommen." (Johannes 3:5.) Wir erkennen das Beispiel des Herrn Jesus Christus an, der sich von Johannes im Jordan taufen ließ, und gehen den Weg, den er uns vorgegeben hat.

Wir wissen, daß man nur durch das Händeauflegen derer, die Vollmacht haben, den Heiligen Geist empfangen kann. Wie Lukas über die Missionsarbeit des Philippus in Samarien berichtet: „Als die Apostel in Jerusalem hörten, daß Samarien das Wort Gottes angenommen hatte, schickten sie Petrus und Johannes dorthin. . . . [Sie] legten ihnen die Hände auf, und sie empfingen den Heiligen Geist." (Siehe Apostelgeschichte 8:14–17.)

Die Familie ist am besten dazu geeignet, diese wesentlichen Grundsätze zu lehren, und nirgendwo werden sie besser gelehrt als zu Hause.

Zu Hause

Ein Dach, das den Regen abhält;
vier Wände, die den Wind abhalten;
Ein Fußboden, der die Kälte abhält.
Ja, aber ein Zuhause ist noch viel mehr:
Es ist das Lachen eines Babys, das Lied
einer Mutter, die Stärke eines Vaters,
Die Wärme liebender Herzen,
das Strahlen glücklicher Augen,
Güte, Treue, Kameradschaft.

Das Zuhause ist die erste Schule und
die erste Kirche der Kleinen,
Wo sie lernen, was recht, was gut,
was freundlich ist;
Wo sie Trost suchen, wenn sie verletzt
oder krank sind;
Wo Freude geteilt und Kummer
gelindert wird;
Wo Vater und Mutter geachtet
und geehrt werden;
Wo Kinder erwünscht sind;
Wo Geld nicht so wichtig ist wie Liebe
und Güte.
Das ist ein Zuhause. Gott segne es.
(Ernestine Schumann-Heink)

Das Leben geht weiter. Auf die Kindheit folgt die Jugend, und wir werden so langsam erwachsen, daß wir es gar nicht merken. Durch Erfahrung lernen wir, daß wir auf dem Weg durch die Sterblichkeit die Hilfe des Himmels brauchen.

Wir schätzen diesen inspirierten Gedanken:



Gott ist ein Vater;
Der Mensch ist ein Bruder;
Das Leben ist eine Mission,
Keine Karriere.
(Elder Stephen L. Richards.)

Gott, unser Vater, und Jesus Christus, unser Herr, haben uns den Weg zur Vollkommenheit vorgezeichnet. Sie fordern uns auf, uns an die ewigen Wahrheiten zu halten und vollkommen zu werden, so wie sie vollkommen sind. (Siehe Matthäus 5:48; 3 Nephi 12:48.) Wir erinnern uns an den wißbegierigen Gesetzeslehrer, der fragte: „Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste?

Er antwortete ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken.

Das ist das wichtigste und erste Gebot.

Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." (Matthäus 22:36–39.)

Der Apostel Paulus hat das Leben mit einem Wettlauf nach einem festgesetzten Ziel verglichen. Er hat den Heiligen in Korinth ans Herz gelegt: „Wißt ihr nicht, daß die Läufer im Stadion zwar alle laufen, aber daß nur einer den Siegespreis gewinnt? Lauft so, daß ihr ihn gewinnt." (1 Korinther 9:24.)

Bis ans Ende ausharren

Wir wollen in unserem Eifer nicht den Rat des Kohelet übersehen: „Nicht den Schnellen gehört im Wettlauf der Sieg, nicht den Tapferen der Sieg im Kampf." (Kohelet 9:11.) In Wirklichkeit gehört der Preis dem, der bis ans Ende ausharrt.

Wenn ich an den Wettlauf des Lebens denke, fällt mir noch ein anderer Wettlauf ein, nämlich aus meiner Kindheit. Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, bin ich mit meinen Freunden mit dem Taschenmesser losgezogen, und wir haben uns aus dem weichen Holz einer Weide kleine Spielzeugboote geschnitzt. An den Booten wurde ein dreieckiges Baumwollsegel befestigt, und dann ließen wir unsere einfachen Schiffe in der relativ schnellen Strömung des Provo-Flusses vom Stapel. Wir liefen am Flußufer entlang und sahen zu, wie die winzigen Fahrzeuge in der heftigen Strömung manchmal heftig schwankten und dann wieder heiter dahinsegelten, wenn das Wasser tiefer wurde.

Bei einem solchen Rennen fiel uns auf, daß ein Boot fast bis zum Ziel den anderen voraus war. Plötzlich trug die Strömung es aber zu nah an einen Strudel heran, und es kenterte. Unaufhörlich drehte es sich im Kreis herum und konnte nicht wieder in die Hauptströmung zurückgelangen. Endlich kam es am Rand des Strudels zur Ruhe, umgeben von anderen Trümmern und fest im Griff der grünen Algen.

Die Spielzeugboote unserer Kindheit hatten keinen Kiel, der sie stabiler gemacht hätte, kein Ruder zum Lenken und keine Antriebskraft. Sie konnten nur flußabwärts schwimmen, den Weg des geringsten Widerstandes.

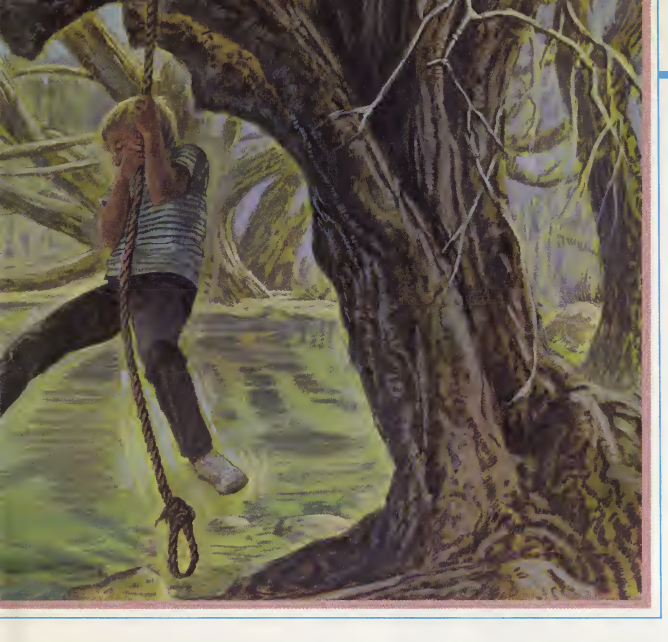
Anders als die Spielzeugboote sind wir mit göttlichen Eigenschaften ausgestattet, die uns auf der Reise leiten. Wir treten nicht in die Sterblichkeit ein, um uns im Strom des Lebens treiben zu lassen, sondern wir können unseren Verstand gebrauchen und etwas leisten. Wir haben unsere himmlische Heimat verlassen und sind in der Reinheit und Unschuld der Kindheit zur Erde gekommen.

Der himmlische Vater hat uns nicht auf die ewige Reise geschickt, ohne uns die Mittel zu bereiten, mit deren Hilfe wir uns von ihm zur sicheren Rückkehr geleiten lassen können. Ja, ich meine das Beten. Ich meine auch die Eingebungen der leisen, feinen Stimme in uns; und ich übersehe nicht die heiligen Schriften, die von denen verfaßt worden sind, die die Meere, die wir überqueren müssen, bereits erfolgreich durchschifft haben.

„Komm und folge mir nach"

Wir müssen uns anstrengen. Was können wir tun, um uns bereitzumachen? Wie können wir dafür sorgen, daß wir das gewünschte Ziel sicher erreichen?

Als erstes müssen wir uns unser Ziel deutlich vor Augen führen. Was haben wir vor? Der Prophet Joseph Smith hat gesagt: „Glücklich zu sein ist der Zweck und die Absicht unseres Daseins, und dieses Ziel wird auch erreicht werden, wenn wir dem Pfad folgen, der dahin führt. Dieser Pfad heißt Tugend, Untadeligkeit, Glaubenstreue, Heiligkeit und daß man sämtliche Gebote Gottes befolgt." (*Lehren des Propheten Joseph Smith*, Seite 260.) Mit diesem einen Satz wird uns nicht nur ein klar umrissenes Ziel vorgegeben, sondern



Als Junge habe ich mit meinen Freunden kleine Boote geschnitzt, mit denen wir auf dem Fluß Wettfahrten veranstalteten. Ohne Hilfe kenterten sie im Wasser.

auch der Weg, auf dem wir es erreichen können.

Zweitens müssen wir uns beständig anstrengen. Ist Ihnen aufgefallen, daß die so kostbaren Begegnungen Gottes mit seinen Kindern häufig dann stattfinden, wenn man das Richtige tut: der Besuch des Herrn bei seinen Jüngern *auf dem Weg* nach Emmaus, der barmherzige Samariter *an der Straße* nach Jericho, ja, Nephi *bei seiner Rückkehr* von Jerusalem.

Drittens dürfen wir nicht vom festgelegten Weg abweichen. Wir stoßen unterwegs auf Gabelungen und Abzweigungen. Das sind die unausweichlichen Glaubensprüfungen und die Versuchungen unserer Zeit. Wir können uns den Luxus eines Umwegs einfach nicht leisten, gewisse Umwege führen nämlich zu Vernichtung und geistigem Tod. Meiden wir den sittlichen Triebsand, der uns von allen Seiten bedroht, die Strudel der Sünde und die Gegenströmungen uninspirierter Anschauungen.

Viertens müssen wir bereit sein, den Preis zu zahlen, wenn wir den Siegespreis erringen wollen. Wir dürfen nicht vergessen, wie aus dem Verfolger Saulus der Missionar Paulus wurde, aus dem Fischer Petrus der Apostel mit großer geistiger Macht.

Unser Vorbild im Wettlauf des Lebens kann sehr wohl unser ältester Bruder, ja, der Herr, sein. Als kleiner Junge hat er die Losung ausgegeben: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meinem Vater gehört?" (Lukas 2:49.) Als erwachsener Mann hat er durch sein Beispiel Mitleid, Liebe, Gehorsam, Opferbereitschaft und Hingabe gelehrt. Uns allen gilt immer noch sein Aufruf: „Komm und folge mir nach."

Ist der Tod das Ende?

Irgendwann in unserer irdischen Mission erscheint dann der unsichere Schritt, das kränkliche Lächeln, der Schmerz der Krankheit – ja, der Sommer vergeht, der Herbst naht, dann der kalte Winter und mit ihm die Erfahrung, die wir Tod nennen.

Jeder nachdenkliche Mensch stellt sich die Frage, wie Ijob sie einst gestellt hat: „Wenn einer stirbt, lebt er dann wieder auf?" (Ijob 14:14.) So sehr wir uns auch bemühen mögen, die Frage aus unseren Gedanken zu vertreiben, sie kommt immer wieder zurück. Der Tod trifft jeden Menschen. Er holt alte Menschen ein, deren Füße schon ermattet sind. Oft hören seinen Ruf auch die, die noch kaum die Mitte ihres Lebenswegs erreicht haben, und manchmal läßt er das Lachen eines kleines Kindes verstummen.

Gibt es aber ein Dasein nach dem Tod? Ist mit dem Tod alles zu Ende? Das hat mich ein junger Ehemann und Vater gefragt, der im Sterben lag. Ich habe das Buch Mormon aufgeschlagen und ihm aus dem Buch Alma diese Worte vorgelesen: „Was nun den Zustand der Seele zwischen dem Tod und der Auferstehung betrifft – siehe, so ist mir von einem Engel kundgetan worden, daß der Geist eines jeden Menschen, sobald er aus diesem sterblichen Leib geschieden ist, ja, der Geist jedes Menschen, sei er gut oder sei er böse, zu dem Gott heimgeführt wird, der ihm das Leben gegeben hat.

Und dann wird es sich begeben: Der Geist derjenigen, die rechtschaffen sind, wird in einen Zustand des Glücklichseins aufgenommen, den man Paradies nennt, einen Zustand der Ruhe, einen Zustand des Friedens, wo er von allen seinen Beunruhigungen und allem Kummer und aller Sorge ausruhen wird." (Alma 40:11,12.)

Aus der heiligen Schrift wissen wir, daß Christus, während sein Körper im Grab lag, den Geistern im Gefängnis gepredigt hat. Petrus hat geschrieben: „Denn auch Christus ist der Sünden wegen ein einziges Mal gestorben, er, der Gerechte, für die Ungerechten, um euch zu Gott hinzuführen; dem Fleisch nach wurde er getötet, dem Geist nach lebendig gemacht.

So ist er auch zu den Geistern gegan-



Um den sterbenden jungen Mann zu trösten, habe ich ihm aus dem Buch Mormon die Schilderung des Lebens nach dem Tod vorgelesen.

gen, die im Gefängnis waren, und hat ihnen gepredigt." (1 Petrus 3:18,19.)

Noch kurz vor seinem Tod hat Jesus zu seinen Aposteln gesagt: „Amen, amen, ich sage euch: Die Stunde kommt, und sie ist schon da, in der die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden; und alle, die sie hören, werden leben." (Johannes 5:25.) Und noch einmal aus dem Brief des Petrus: „Denn auch Toten ist das Evangelium dazu verkündet worden, daß sie wie Menschen gerichtet werden im Fleisch, aber wie Gott das Leben haben im Geist." (1 Petrus 4:6.)

Nachdem der Körper Jesu drei Tage im Grab gelegen hatte, trat der Geist wieder in ihn ein. Der Stein wurde fortgerollt, und der auferstandene Erlöser kam hervor, angetan mit einem unsterblichen Körper aus Fleisch und Gebein.

„Er ist auferstanden"

Ijobs Frage „Wenn einer stirbt, lebt er dann wieder auf?" wurde beantwortet, als Maria und andere sich dem Grab näherten und zwei Männer in leuchtendem Gewand sahen, die mit ihnen sprachen. Die pflichtbewußten Besucherinnen erklärten, sie seien gekommen, um den Körper des Herrn zu salben, und da wurde ihnen erklärt: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier, sondern er ist auferstanden." (Lukas 24:5,6.)

Die vielen Zeugnisse vom auferstandenen Herrn schenken uns Trost und Einblick, auch diese drei:

Als erstes das des Apostels Paulus: „Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift,

und ist begraben worden. Er ist am dritten Tag auferweckt worden, . . .

und erschien dem Kephas, dann den Zwölf.

Danach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern zugleich; . . .

Danach erschien er dem Jakobus, dann allen Aposteln.

Als letztem von allen erschien er auch mir, dem Unerwarteten, der ‚Mißgeburt'." (1 Korinther 15:3–8.)

Zweitens das gemeinsame Zeugnis von zweitausendfünfhundert seiner anderen Schafe, wie es im Buch Mormon, einem zweiten Zeugen für Jesus Christus, steht: Der auferstandene Herr „sprach zu ihnen, nämlich:

Steht auf, und kommt her zu mir, daß ihr die Hände in meine Seite legen und die Nägelmale in meinen Händen und meinen Füßen fühlen könnt, damit ihr wißt, daß ich der Gott Israels und der Gott der ganzen Erde bin und für die Sünden der Welt getötet worden bin.

Und es begab sich: Die Menge ging hin und legte die Hände in seine Seite und fühlte die Nägelmale in seinen Händen und seinen Füßen; und dies taten sie, indem einer nach dem anderen hinging, bis sie alle hingegangen waren und mit eigenen Augen sahen und mit eigenen Händen fühlten und mit Gewißheit wußten und Zeugnis gaben, daß er es war, von dem die Propheten geschrieben hatten, er würde kommen.

Und als sie hingegangen waren und es selbst erlebt hatten, riefen sie wie mit einer Stimme aus, nämlich:

Hosanna! Gesegnet sei der Name Gottes, des Allerhöchsten! Und sie fielen Jesus zu Füßen und beteten ihn an." (3 Nephi 11:13–17.)

Drittens, das Zeugnis von Joseph Smith: „Und nun, nach den vielen Zeugnissen, die von ihm gegeben worden sind, ist dies, als letztes von allen, das Zeugnis, das wir geben, nämlich: Er lebt!

Denn wir haben ihn gesehen, ja, zur rechten Hand Gottes; und wir haben die Stimme Zeugnis geben hören, daß er der Einziggezeugte des Vaters ist,

daß von ihm und durch ihn und aus ihm die Welten sind und erschaffen worden sind und daß ihre Bewohner für Gott gezeugte Söhne und Töchter sind." (LuB 76:22–24.)

Alle werden auferstehen

Der Apostel Paulus hat es zusammengefaßt: „Denn wie in Adam alle sterben, so werden in Christus alle lebendig gemacht werden." (1 Korinther 15:22.) Durch den Sieg Christi über das Grab werden wir alle auferstehen. Das ist die Erlösung der Seele. Paulus hat geschrieben: „Auch gibt es Himmelskörper und irdische Körper. Die Schönheit der Himmelskörper ist anders als die der irdischen Körper.

Der Glanz der Sonne ist anders als der Glanz des Mondes, anders als der Glanz der Sterne; denn auch die Gestirne unterscheiden sich durch ihren Glanz.

So ist es auch mit der Auferstehung der Toten." (1 Korinther 15:40–42.)

Wir streben nach der himmlischen, der celestialen Herrlichkeit. Wir möchten in Gottes Gegenwart wohnen. Wir möchten zu einer ewigen Familie gehören. Solchen Segen muß man sich verdienen. Nur sehr gute Noten in der Sterblichkeit befähigen uns zu einem ehrenvollen Abschluß.

Auch denen, die gestorben sind, ohne die Wahrheit gekannt zu haben, steht ein Weg offen. Die heiligen Handlungen können von den gläubigen Lebenden für die wartenden Toten vollzogen werden. Es gibt viele Häuser des Herrn, Tempel genannt. Wie der Prophet Elija bezeugte, hat sich das Herz der Väter den Kindern und das Herz der Kinder den Vätern zugewandt. (Siehe LuB 110:14,15.)

Niemandem wird das Recht verwehrt. Allen sollen die ewigen Segnungen offenstehen.

Woher kommen wir? Warum sind wir hier? Wohin gehen wir nach diesem Leben? Diese allumfassenden Fragen brauchen nicht länger unbeantwortet zu bleiben. Aus tiefstem Herzen und voll Demut gebe ich Zeugnis von den Wahrheiten, die ich hier dargelegt habe.

Der himmlische Vater freut sich über alle, die seine Gebote halten. Ihm liegen auch das verlorene Kind, der säumige, abgeirrte Jugendliche, die pflichtvergessenen Eltern am Herzen. Liebevoll sagt er ihnen, ja, uns allen: „Kommt zurück. Kommt nach oben. Kommt herein. Kommt nach Hause. Kommt zu mir." Ich bete darum, daß alle Menschen seine Einladung zur Erhöhung annehmen mögen. □

(Nach einer Ansprache bei einer Fireside für Untersucher in Salt Lake City am 1. März 1984, die über Satellit übertragen wurde.)

Für die Heimlehrer

Einige wesentliche Punkte, die Sie bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben könnten:

1. Die heiligen Schriften nennen die Gründe dafür, daß wir hier auf der Erde sind.
2. Präsident Monson sagt: „Glaube ist der erste Grundsatz, den unsere kostbaren Kinder lernen müssen."
3. Besprechen Sie die Aussage des Propheten Joseph Smith über das Glücklichsein. Wie können wir diese Erkenntnis auf unser Leben beziehen?
4. Die heiligen Schriften sprechen vom vorirdischen Leben und schilderten die Welt, die wir im Leben nach dem Tod erlangen wollen.

Hilfen für das Gespräch

1. Erzählen Sie, was es Ihnen persönlich bedeutet, zu wissen, woher wir kommen, warum wir hier sind und wohin wir nach diesem Leben gehen.
2. Wie hilft uns dieser Einblick in den ewigen Plan, unser tägliches Leben zu gestalten?
3. Gibt es in diesem Artikel Schriftstellen oder Zitate, die die Familie vielleicht gemeinsam besprechen möchte?
4. Würde das Gespräch besser verlaufen, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt sprächen?

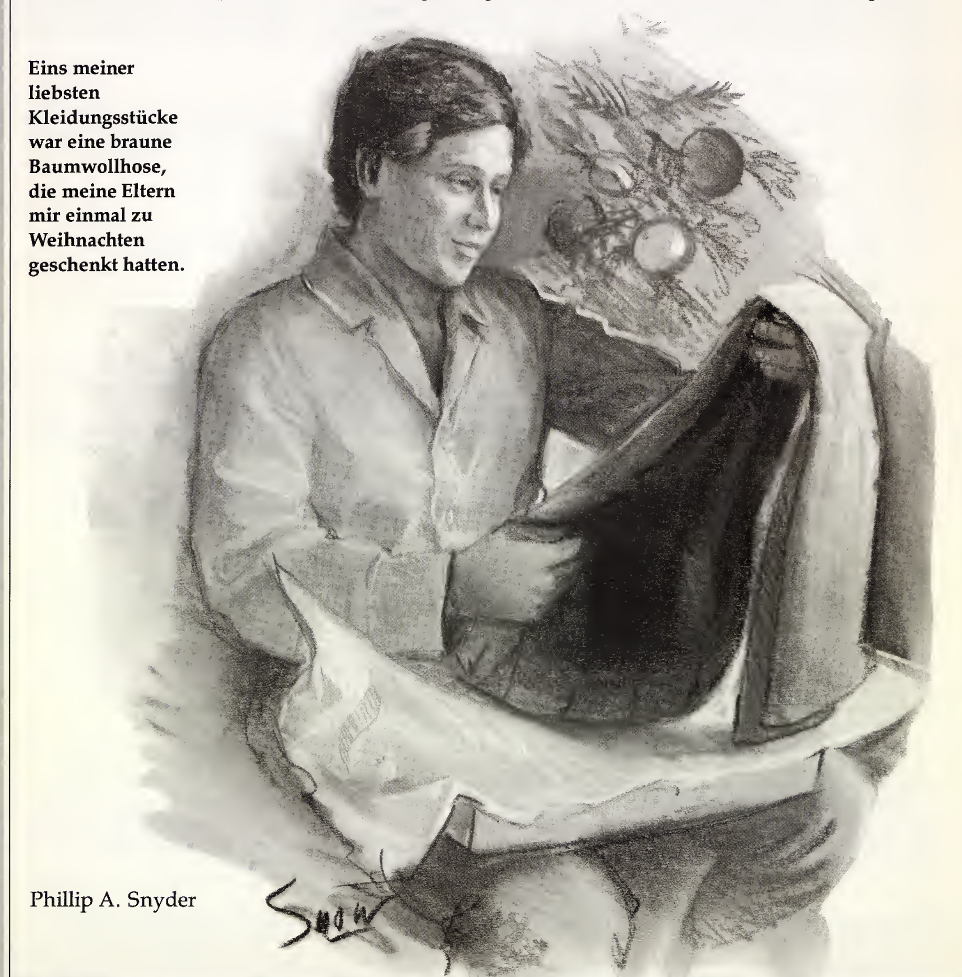
Vor ein paar Jahren war eins meiner liebsten Kleidungsstücke eine braune Baumwollhose, die meine Eltern mir einmal zu Weihnachten geschenkt hatten. Ich trug sie bei jeder Gelegenheit.

Eines Nachmittags hatte ich sie gerade an, als ich mit dem Englischkurs, den ich unterrichtete, im Computerlabor arbeitete. Während ich am Computerterminal saß, drückte ich mein Bein unglücklicherweise von unten gegen den Computertisch und spürte, daß ich an etwas sehr Klebrigem hängenblieb. Als ich mein Bein langsam zurückzog, sah ich, daß meine Lieblingshose durch ein Stück frisch hinterlassenen rosa Kaugummi fest mit dem Tisch verbunden war.

Sehr verärgert zog ich meine Hose von dem klebrigen Kaugummi unter dem Tisch los und bemühte mich nach besten Kräften, den Schaden zu beseitigen. Ich schaffte es, das meiste zu entfernen, aber es blieb trotzdem ein klebriger graurosa Fleck zurück, der nicht wegzubekommen war.

Eilig beendete ich den Unterricht und eilte zu meinem Auto, wobei ich meinen Aktenkoffer so trug, daß der Fleck verdeckt war, und fuhr in Hoffnung auf Hil-

Eins meiner liebsten Kleidungsstücke war eine braune Baumwollhose, die meine Eltern mir einmal zu Weihnachten geschenkt hatten.



Phillip A. Snyder

fe schnell nach Hause. „Meine Frau wird schon wissen, was man da machen kann", dachte ich. Und ich hatte recht. „Am besten bringst du sie zur Reinigung. Hoffentlich können sie das Kaugummi herausbekommen", sagte sie. „Erwarte aber nicht zuviel."

Ich befolgte ihren Rat und brachte die Hose zur Reinigung. Nach einer Woche bekam ich sie zurück, und nichts deutete mehr darauf hin, daß sie jemals mit Kaugummi gekämpft hatte. Ich war überglücklich. Jetzt hatte ich meine Lieblingshose wieder.

Seit meinem Erlebnis mit dem Kaugummi bin ich viel vorsichtiger mit meinen Hosen und vermeide alles, wodurch sie Flecken oder Risse bekommen könnten. Vor allem wenn ich mich an einen Tisch setze, sehe ich erst nach, ob jemand ein Stück gebrauchten Kaugummi daruntergeklebt hat. Was ich aber auch tue, um meine Hosen zu schützen, sie werden trotzdem immer etwas schmutzig, und ich muß dafür sorgen, daß sie regelmäßig gereinigt werden, damit sie fleckenlos sind und gut aussehen.

Mir ist in letzter Zeit bewußt geworden, daß die Menschen wie die Hosen sind; sie werden auch leicht fleckig oder schmutzig, und manchmal sind die Flecken sogar noch klebriger und schwerer zu entfernen als Kaugummi.

Niemand ist immun gegen die Sünde oder vor ihr sicher. Unsere Welt und unser Dasein hier sind einfach so angelegt, daß wir alle lernen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, um zu beweisen, daß wir würdig sind, in die Gegenwart des himmlischen Vaters zurückzukehren. Man bewährt sich meiner Meinung nach vor allem in zweifacher Hinsicht. Erstens, indem wir unser Bestes tun, um Gelegenheiten zur Sünde nicht wahrzunehmen. Zweitens, indem wir uns, wenn wir aus Unwissenheit oder Schwäche unrein werden, in eine Lage versetzen, die es uns gestattet, unsere Selbstverpflichtung zu den Geboten von neuem zu bekräftigen, und zwar durch die Umkehr, die durch die Sühne Jesu Christi möglich geworden ist. Dazu demütigen wir uns und befolgen die vorgeschriebenen Schritte zur vollständigen Umkehr.

So, wie wir den himmlischen Vater und unsere heiligen Bündnisse ehren, indem wir frei bleiben von Sünde, können wir den Vater und unsere Bündnisse auch ehren, indem wir umkehren, wenn wir gesündigt haben. So können wir, nachdem der Vater uns vergeben hat, zu unserem früheren sündenlosen Zustand zurückkehren, so wie meine Baumwollhose schließlich in ihren früheren sauberen Zustand zurückgekehrt ist.

Amulek lehrt uns im 34. Kapitel des Buches Alma: „Dieses Leben ist die Zeit, da der Mensch sich vorbereiten soll, Gott zu begegnen; ja, siehe, der Tag dieses Lebens ist der Tag, da der Mensch seine Arbeiten verrichten soll." (Vers 32.) Er ermahnt uns, unsere Umkehr nicht aufzuschieben, sondern dieses Leben voll auszunutzen, damit uns das „große und letzte Opfer", von dem er vorher gesprochen hat (siehe Vers 14), wirklich zugute kommt. Er warnt uns davor, daß wir andernfalls „dem Geist des Teufels untertan" werden (Vers 35), der Geist des Herrn also nicht mehr mit uns ist. Auch der Herr selbst warnt uns, und zwar mit einem sehr eindringlichen Hinweis auf sein Leiden:

„Darum gebiete ich dir umzukehren – kehre um, sonst schlage ich dich mit der Rute meines Mundes und mit meinem Grimm und mit meinem Zorn, und deine Leiden werden schwer sein: wie schmerzlich, das weißt du nicht, wie heftig, das weißt du nicht, ja, wie schwer zu ertragen, das weißt du nicht.

Denn siehe, ich, Gott, habe das für alle gelitten, damit sie nicht leiden müssen, sofern sie umkehren;

aber wenn sie nicht umkehren wollen, müssen sie leiden wie ich,

und dieses Leiden ließ selbst mich, Gott, den Größten von allen, der Schmerzen wegen zittern, aus jeder Pore bluten und an Leib und Geist leiden – und ich wollte den bitteren Kelch nicht trinken müssen, sondern zurückschrecken –,

doch Ehre sei dem Vater: ich trank davon und führte das, was ich für die Menschenkinder vorhatte, bis zum Ende aus." (LuB 19:15–19.)

Die heilige Schrift lehrt uns also deutlich, daß wir umkehren oder in unseren Sünden steckenbleiben müssen, für die wir dann letztlich selbst leiden müssen, ohne daß der Erretter für uns eintritt. Die heilige Schrift und die heutigen Offenbarungen lassen uns nicht in Unkenntnis über den Prozeß der Umkehr; sie geben uns hinsichtlich der Schritte, die wir gehen müssen, damit das Sühnopfer in unserem Leben als große reinigende Kraft wirken kann, sowohl Belehrung als auch Beispiele.

So gibt es in der Bibel viele Geschichten von der Umkehr. Im Alten Testament können wir von ganzen Städten lesen, die von Gottes Propheten aufgerufen wurden, von ihren Sünden umzukehren. Gegen die Umkehr von Ninive (Jona) können wir die Zerstörung Sodoms und Gomorras halten, wo es nicht einmal zehn Gerechte gab (Genesis 18:20–33; 19:1–26).

Das Neue Testament, das vom geistlichen Wirken Christi und dem anschließenden Wirken seiner Apostel berichtet, ist voll von Beispielen für die Umkehr. Das Gleichnis vom verlorenen Schaf, das von der verlorenen Drachme und das vom verlorenen Sohn, die alle im 15. Ka-

UMKEHR

Unser geistiges Gewand von Flecken rein machen

pitel des Lukasevangeliums stehen, betonen die große Freude, die die Umkehr bewirkt, und die Rückkehr des umkehrwilligen Sünders zur Rechtschaffenheit. Auch die Geschichte von der wundersamen Bekehrung und Umkehr des Paulus veranschaulicht die große positive Veränderung, die durch den Einfluß des Heiligen Geistes in einem Menschen stattfinden kann (Apostelgeschichte 9:1–31; 22:1–16).

Im Buch Mormon gibt es eine ähnliche Geschichte wie die des Paulus, nämlich von der Bekehrung Almas des Jüngeren und der Söhne Mosias (Mosia 27; Alma 36); allerdings werden hier sowohl der Schmerz als auch die Freude des Umkehrprozesses viel ausführlicher geschildert. Die Geschichte von Enos ist ein Beispiel dafür, wie wichtig das aufrichtige und eindringliche Beten ist, wenn man Vergebung für seine Sünden erlangen will (Enos 1:1–8). Der Bericht vom Besuch Christi in Amerika (3 Nephi 10:18,19; 11–28:12) und von den zweihundert Jahren Frieden und Wohlstand (4 Nephi), worauf die Rückkehr zur Schlechtigkeit folgt, die schließlich zur Vernichtung des nephitischen Volkes führte (Mormon 1–8; Moroni 9), veranschaulicht, daß man unbedingt beständig demütig und umkehrwillig bleiben muß.

Auch das Buch ‚Lehre und Bündnisse' und die Köstliche Perle enthalten Geschichten von der Umkehr, darunter einen wichtigen Bericht über das Ringen des Propheten Joseph Smith um Umkehr und Überwindung seiner Sünden. Außerdem haben wir viele zeitgenössische Berichte, die die Umkehr und ihren möglichen Einfluß auf unser Leben behandeln: beispielsweise die Ansprachen von der Generalkonferenz und die Artikel, die im *Stern* veröffentlicht werden. Und schließlich können wir einander Zeugnis geben und bestätigen, was für ein Segen die Umkehr auch für mehr oder weniger gewöhnliche Leute ist.

Diese Quellen lehren uns, daß die Umkehr im wesentlichen ein Prozeß ist, der aus sechs Schritten besteht. Erstens müssen wir uns unsere Sünde eingestehen. Zweitens müssen wir wegen unseren Sünden eine „gottgewollte Traurigkeit" entwickeln, wie Paulus sie nennt. Drittens müssen wir völlig von der Sünde lassen. Viertens müssen wir unsere Sünde bekennen und Wiedergutmachung leisten, so gut wir können. Fünftens müssen wir an die Stelle der negativen Handlung Sünde die positive Handlung Selbstverpflichtung zum Halten der Gebote setzen. Und sechstens müssen wir völlige Vergebung für unsere Sünde erlangen. Diesen Prozeß möchte ich an einem persönlichen Beispiel veranschaulichen.

Als Jugendlicher habe ich mir die schreckliche Angewohnheit des Fluchens angeeignet. Meine Freunde benutzten eine schlechte Sprache, und ich widerstand dem zwar anfangs, ließ mich dann aber doch darauf ein. Nach etwa einem Jahr, als ich gerade sechzehn wurde, wurde mir allmählich bewußt, daß ich da ständig eine schwerwiegende Sünde beging. Diese Einsicht, die sicher durch den Einfluß des Heiligen Geistes auf mein Gewissen bewirkt war, hüllte mich ganz und gar in ein finsteres Schuldgefühl ein, und ich beschloß, umzukehren und mich für immer von dieser Sünde zu befreien. Damit hatte ich die beiden ersten Schritte zur Umkehr getan: Ich hatte meine Sünde eingesehen und war über sie zutiefst bekümmert.

Ich begann intensiv und systematisch, mich einer besseren Sprache zu befleißigen, und konzentrierte mich auf Schritt drei, vier und fünf des Umkehrprozesses. Ich mied meine stark fluchenden Bekannten und suchte mir andere, vor allem Mitglieder der Kirche, und bemühte mich um eine neue Ausdrucksweise. Natürlich vergaß ich mich gelegentlich unabsichtlich, aber schließlich war ich doch so weit, daß ich überhaupt nicht mehr fluchte.

Nachdem ich es geschafft hatte, die schmutzigen Wörter aus meinem *Mund* zu verbannen, ging ich daran, sie auch aus meinen *Gedanken* zu verbannen. Ich betete jeden Morgen um Kraft und berichtete im Abendgebet von meinem Fortschritt; dabei wiederholte ich immer wieder meinen Wunsch nach Vergebung meiner Sünde. Ich erzählte meinen Freunden von meinen Bemühungen und bat sie um Vergebung für meine frühere Redeweise. Sie waren verständnisvoll und hilfsbereit.

Als ich dann schließlich meine Zunge und meine Gedanken in der Gewalt hatte, hatte ich das Gefühl, ich sei jeden Schritt gegangen, der nötig war, damit mir vergeben wurde, bis auf einen, nämlich die Vergebung selbst. Ich mußte allerdings eine Weile warten, bis dieser letzte Schritt ganz vollzogen war, so wie ich auf meine gereinigte Hose warten mußte. Als ich dann eines Abends nach dem Beten im Bett lag, kam durch den Geist das wunderbare Gefühl der Vergebung über mich, um das ich mich so bemüht hatte. Ich empfand über meine geistige Reinigung eine große Freude, die viel tiefer ging als die Erleichterung, die ich nach der Reinigung meiner Lieblingshose empfunden hatte.

Jetzt, etwa fünfzehn Jahre später, kann ich manchmal kaum noch glauben, daß ich jemals so schmutzige Wörter gebraucht habe. Ich erinnere mich natürlich noch daran, daß ich es getan habe, aber nicht mit dem Schmerz, den ich früher dabei empfunden habe, da ich jetzt weiß, daß mir vergeben worden ist und daß die Vergebung noch immer in Kraft ist, weil ich nie wieder in die gleiche Sünde zurückgefallen bin.

Natürlich kann man nicht mit allen Sünden in so kurzer Zeit fertig werden, und sehr schwerwiegende Sünden erfordern die Hinzuziehung des Bischofs. Der Umkehrprozeß ist allerdings im wesentlichen der gleiche, und die Vergebung ist genauso gewiß und gültig. Manche Sünden sind nicht so schwerwiegend wie mein Fluchen, und man kann mit ihnen am besten auf einer täglichen oder wöchentlichen Grundlage fertig werden, als Teil der Vorbereitung auf das Abendmahl und die Erneuerung unserer Bündnisse – eine Gelegenheit zu regelmäßiger geistiger Reinigung.

Wesentlich ist: wir dürfen nicht vergessen, daß wir uns von den Sünden der Welt reinhalten können, indem wir den Grundsatz Umkehr nutzen, der uns auch in tiefster Verzweiflung Hoffnung schenkt. „Kommt her, wir wollen sehen, wer von euch recht hat, spricht der Herr. Wären eure Sünden auch rot wie Scharlach, sie sollen weiß werden wie Schnee. Wären sie rot wie Purpur, sie sollen weiß werden wie Wolle." (Jesaja 1:18.)

Mögen wir diesen Segen durch unsere Glaubenstreue in Rechtschaffenheit und Umkehr erlangen, und mögen wir schließlich durch unsere Glaubenstreue hier auf der Erde einmal den Segen erlangen, in die Gegenwart des himmlischen Vaters zurückzukehren. □

Während ich das Stück Kaugummi betrachtete, das an meiner Hose klebte, wurde mir bewußt, daß auch wir Menschen leicht schmutzig werden und uns reinigen müssen.

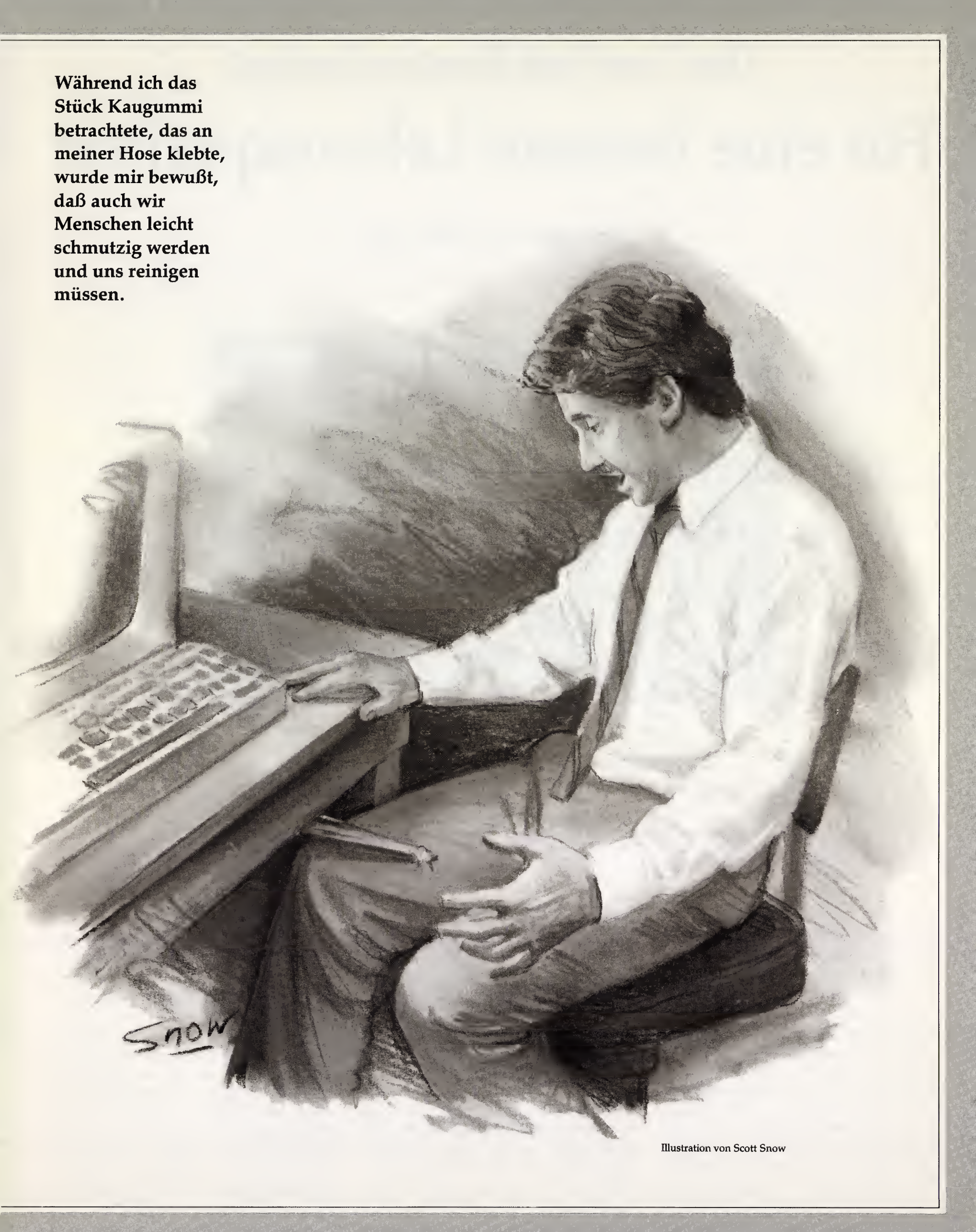


Illustration von Scott Snow

Das Ezra-Taft-Benson-Institut

Für eine bessere Lebensqualität

Jan Underwood Pinborough



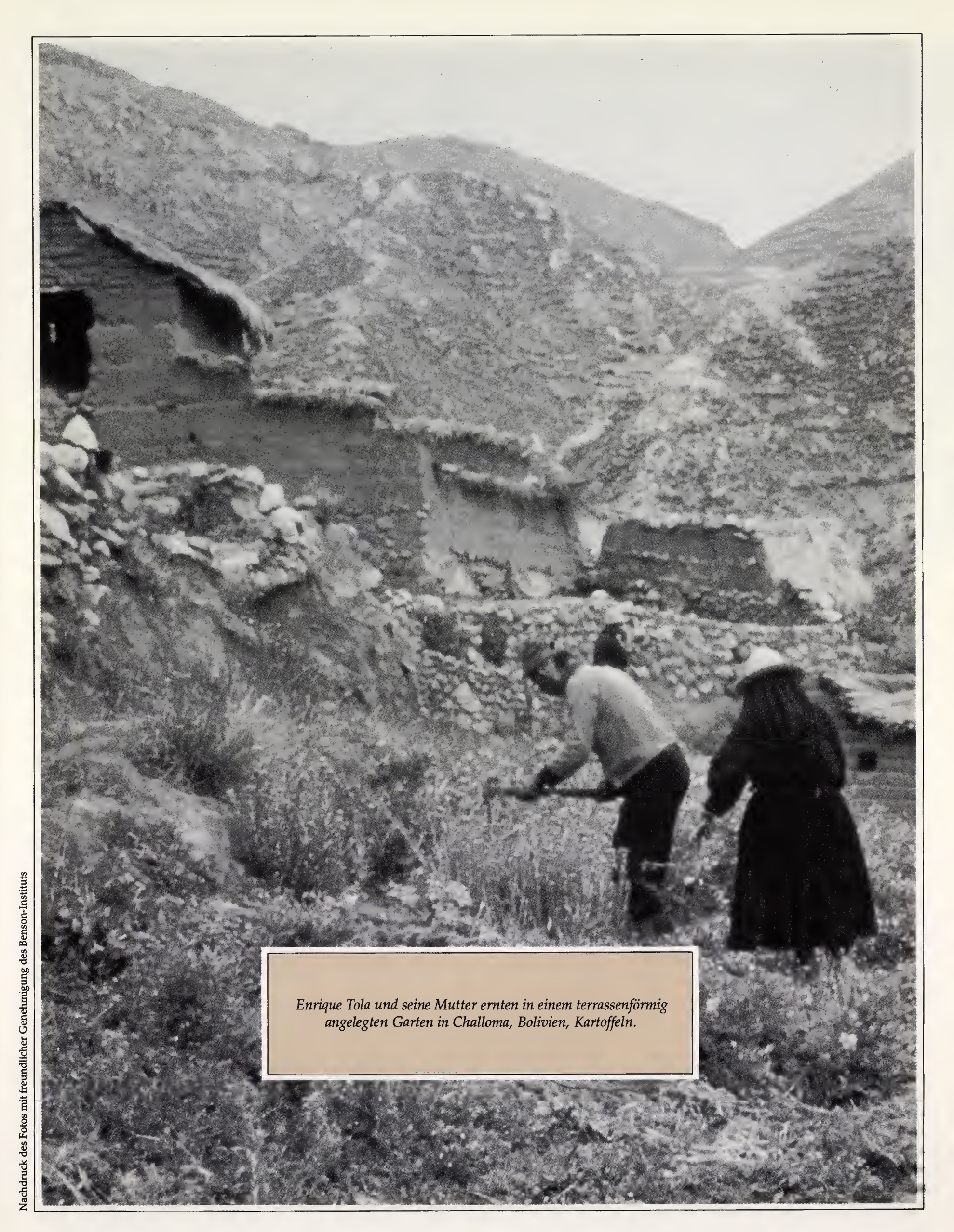
Einige der Mitarbeiter des Benson-Instituts mit Werkzeugen und Tieren, die für den Gebrauch in der Landwirtschaft in kleinem Rahmen geeignet sind. Von links nach rechts: Dale Oberg mit einem Miniaturtraktor, Richard Brimhall und Dr. Laren Robison mit einem Solarofen, Luis Espinoza mit einer fahrradbetriebenen Getreidemühle, Vincente Espinoza (kniend) mit einer Dosenpresse und Dr. Paul Johnston mit Meerschweinchen.

Fotos von Marty Mayo

Die Erde ist voll", sagt der Herr, „und es ist genug vorhanden, ja, daß noch übrigbleibt." (LuB 104:17.) Die Bilder vom Hunger, die wir in den täglichen Nachrichten sehen, bilden einen starken Kontrast zu dieser göttlichen Feststellung. Die Weltgesundheitsorganisation schätzt, daß jährlich zwischen dreizehn und achtzehn Millionen Menschen verhungern. Unterernährung und die damit einhergehenden Krankheiten betreffen noch viel mehr, und viele der Überlebenden tragen geistige und körperliche Schäden davon. Der Hunger ist für einen von acht Menschen auf der Erde tägliche Realität. Einen gut ernährten Menschen schockieren solche Statistiken und übersteigen seine Vorstellungskraft. Die Photos entsetzen uns. Doch unsere Betroffenheit ist mit Hilflosigkeit gemischt. Vielleicht ziehen wir uns sogar vor den schmerzlichen Tatsachen zurück, indem wir sie soweit wie möglich verdrängen.

Ein paar entschlossene Menschen und verschiedene Gruppen lassen sich allerdings nicht von der Herausforderung überwältigen, der Welt Nahrung zu verschaffen. Dazu gehört das Ezra-Taft-Benson-Institut für Landwirtschaft und Ernährung. Diese gemeinnützige Einrichtung, die in Provo, Utah, zu Hause ist, hat Hoffnung und einen Plan zur Verbesserung der Lebensqualität der Armen und Hungrigen in der Welt.

Dieser Plan hat das Leben von Humberto Canarte in Portoviejo in der Provinz Manabi in Ekuador bereits beeinflußt. Humberto Canarte und seine Frau haben auf einem Hektar guten Ackerlands nahe der Atlantikküste fünf Kinder und zwei Enkelkinder zu versorgen. Von der Bebauung des Bodens hängt das Überleben der Familie Canarte ab. In der Vergangenheit war ihr Einkommen kärglich.



Enrique Tola und seine Mutter ernten in einem terrassenförmig angelegten Garten in Challoma, Bolivien, Kartoffeln.



Alberto Tola aus Bolivien ist am Benson-Institut geschult worden. Hier prüft er das Wachstum seiner Kartoffeln mit Methoden, die er am Institut gelernt hat.

Vor zwei Jahren hat Humberto Canarte noch bloß Mais und Erdnüsse angebaut. Heute erntet er auch Sojabohnen und Gemüse. Er pflügt immer noch mit der Hand und jätet das Unkraut mit der Machete. Jetzt baut er allerdings hybriden Mais an und legt die Reihen dichter an. Dadurch erntet er jetzt 5500 Kilo Mais pro Hektar, mehr als zweimal soviel wie früher. Vor zwei Jahren dauerte es ein Jahr, bis Humberto Canartes Hühner marktreif waren. Jetzt gibt er ihnen eine ausgewogenere Futtermischung und kann die Hühner in acht Wochen großziehen und braucht dafür nur ein Zehntel des Futters von früher.

Die Familie Canarte ist heute besser ernährt. Sie ißt jetzt nicht nur Hühnerfleisch und Eier, sondern kann sich von dem Geld, das sie mit dem Mais verdient, auch Reis leisten. Außerdem steht jetzt auch mehr Gemüse aus dem eigenen kleinen Garten auf dem Speiseplan. Die Ernte der Familie Canarte ist in den letzten paar Jahren um das Dreifache gestiegen.

Wodurch ist diese verblüffende Änderung eingetreten? Das Benson-Institut nennt seinen Plan „Landwirtschaft in kleinem Rahmen". Vor zwei Jahren haben Institutsangehörige auf zwei Grundstücken in Portoviejo Ackerbau betrieben und die Bauern sowie das örtliche Landwirtschaftsamt in Techniken geschult, durch die die Landwirtschaft in kleinem Rahmen produktiver wird. Im letzten Jahr haben Humberto Canarte und sechs weitere Bauern, die diese Techniken gelernt haben, ihren Ertrag verdreifacht.

Seit 1976 hat das Benson-Institut von seinem Standort auf dem Campus der Brigham-Young-Universität aus ausgedehnte Forschungsarbeiten durchgeführt, um die Geheimnisse kleiner Ackerflächen mit Maximumerträgen zu erkunden. Schließlich bewirtschaften 30 Prozent der Bauern in der Welt Flächen von nur 1,25 Hektar, also kann das System weitläufig angewandt werden. Der Institutsdirektor, Dr. Laren R. Robison, erklärt: „Mit der richtigen Kombination aus Anbauprodukten und Kleinvieh können 1,25 Hektar eine siebenköpfige Familie ernähren. Und unter den richtigen Bedingungen kann unser System sogar Bargeld einbringen." Außer dem Programm in Ekuador befindet sich das System in Mexiko, Bolivien, Chile und Guatemala in verschiedenen Einsatzphasen.

Die Vorstellung, die dieser „Landwirtschaft in kleinem Rahmen" zugrunde liegt, ist, daß die Erde ihre Bewohner wirklich ernähren kann, daß die Möglichkeiten aber nicht voll ausgeschöpft werden. Die meisten Nahrungsmittelproduzenten der Welt – eine Milliarde oder mehr – bewirtschaften Flächen von weniger als sechs Hektar. Es setzt allerdings ein verhängnisvoller Kreislauf ein, wenn ein großer Teil dieses Landes durch Mißbrauch ruiniert wird. Darauf folgt nämlich, daß diejenigen, die abhängig sind vom Land, ihren Lebensunterhalt nicht mehr angemessen sichern können. Manche fliehen in die Stadt, wo sie darauf angewiesen sind, ihre Lebensmittel von anderen zu bekommen. Wenn die nutzbare Ackerfläche der Erde immer weniger wird, beschaffen immer weniger Menschen Nahrung für eine wachsende Bevölkerung.

Manche meinen, die Lösung für den Hunger in der Welt liege in der wissenschaftlichen Forschung, die neue „Superpflanzen" und „-tiere" entwickeln soll. Andere meinen, die Vereinigten Staaten und die anderen entwickelten Länder seien bereits so weit, daß sie genug Nahrung für die ganze Welt erzeugen könnten. Die Kosten für den Lebensmitteltransport um den Globus sind allerdings sehr hoch. Und häufig verhindert die politische Situation eines Landes, daß die mit Überfluß denen helfen können, die wenig haben. Bei den Hilfsmaßnahmen der humanitären Organisationen sind schon häufig Tonnen von Getreide auf den Docks verrottet, ohne die Verhungernden jemals zu erreichen.

Die Leute vom Benson-Institut schlagen eine Lösung vor, die auf einer sehr grund-

legenden Ebene, nämlich beim einzelnen und beim Gemeinwesen, einsetzt.

Das Institut trägt den Namen von Präsident Ezra Taft Benson, der aus einer Farmerfamilie kommt und in seiner beruflichen Laufbahn in landwirtschaftlichen Organisationen auf regionaler und überregionaler Ebene mitgearbeitet hat, bis er gebeten wurde, acht Jahre lang Landwirtschaftsminister der Vereinigten Staaten zu sein. Präsident Benson meint, daß die Länder der Welt, denen es schwerfällt, ihre Bewohner zu ernähren, sich häufig nach der amerikanischen Landwirtschaft ausrichten wollen. „Allzuoft", so sagt er, „geben wir ihnen zu essen und bringen ihnen nicht bei, ihre Nahrung selbst zu erzeugen."

Das Institut verweist auf den Grundsatz der Selbständigkeit der Familie. „Unser Ziel", sagt Dr. Robison, „ist es letztlich, daß die Leute mit ihrer Lebensmittelerzeugung so selbständig wie möglich werden." Eine Familie, die selbst für ihre Nahrung sorgen kann, ist nicht darauf angewiesen, daß das Wirtschaftssystem, in dem sie lebt, ihr das Nötigste zum Leben beschafft.

Das System, das vom Benson-Institut entwickelt worden ist, verwendet landwirtschaftliche Prinzipien und Technologien, die in den entwickelten Ländern bereits weit verbreitet, in den unterentwickelten Ländern aber nicht so bekannt sind. In Ekuador hat der Unterricht in so grundlegenden Methoden wie Pflanzabstand, Saatgutauswahl und Düngung so eindrucksvolle Ergebnisse erbracht, daß Präsident Leon Febres Cordero darum gebeten hat, daß das Benson-System im ganzen Land gelehrt wird.

Wenn das Benson-Institut in irgendeinem Land ein Projekt startet, verschafft es sich erst einen allgemeinen Überblick über die Lage und achtet besonders auf tieferliegende Probleme. „Es ist nicht genug, den Leuten beizubringen, wie sie sich besser ernähren können, wenn ihr Wasservorrat verunreinigt ist", sagt Ted Fairchild vom Fachbereich Lebensmittelchemie und Ernährung der BYU, der mitgeholfen hat, für das Benson-Institut ein Beurteilungssystem zu erarbeiten. Anhand dieses Systems macht das Institut eine gründliche Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Lebensqualität: Wie gesund sind die Leute im allgemeinen? Wie viele sind schlecht ernährt? Ist die örtliche Kost ausgeglichen? Ist das Trinkwasser sauber und reichlich vorhanden? Was sind die sanitären Probleme? Sind Parasiten ein Problem?

Diese Bestandsaufnahme hat dazu beigetragen, daß in Retalhuleu in Guatemala die Säuglingssterblichkeitsrate gesenkt werden konnte. Als die Ernährungssachverständigen feststellten, daß die offenen Öfen, die sich direkt auf der Erde befanden, keine so hohen Temperaturen erzeugten, daß die Bakterien im Essen beim Kochen abgetötet wurden, brachten sie den Leuten bei, höhere Öfen zu bauen. Innerhalb von Monaten war die durch Ruhr verursachte Säuglingssterblichkeitsrate beträchtlich gesunken.

Im Anschluß an die Bestandsaufnahme setzt die zweite Phase ein. Jetzt beschäftigen sich die Institutsexperten mit den Pflanzen und Tieren, die bereits auf dem örtlichen Speiseplan stehen, stellen einen ausgeglichenen Kostplan auf, der auf diesen Lebensmitteln beruht, und berechnen, wie die erforderlichen Nährstoffe auf dem vorhandenen Land erzeugt werden können. Gewöhnlich sind bereits alle Bestandteile einer gut ausgewogenen Kost vorhanden, allerdings herrscht manchmal Mangel an bestimmten Stoffen. Nur gelegentlich muß in einem Gebiet ein dort unbekanntes Getreide oder eine unbekannte Proteinquelle eingeführt werden.

In der dritten Phase werden alle Grundlagen der Landwirtschaft in kleinem Rahmen eingesetzt. Als erstes lernen die Bauern, wieviel genau sie von jeder Frucht anbauen und wieviel Kleinvieh sie halten müssen, um sich ausgewogen ernähren zu können.

Wenn dieses System bei einem kleinen Hof angewandt wird, wird auf dreißig Prozent der Fläche Getreide angebaut, Mais, Weizen, Reis usw., um für Mensch und Vieh die Kaloriengrundlage zu schaffen. Lagerungsfähiges Pflanzenprotein stammt von trockenen Bohnen, Linsen oder anderen Hülsenfrüchten, die zehn Prozent der Fläche einnehmen. Die meisten Vitamine und Mineralstoffe stammen von den zwei Prozent der Fläche, auf denen Gemüse angebaut wird. Etwa vierzig Prozent sind für Viehfutter bestimmt, also für Sojabohnen oder Langbohnen, zehn Prozent für Rauhfutter, Luzerne oder Klee, und acht Prozent für die zum Verkauf bestimmten Erzeugnisse.

Es werden die für die örtlichen Gegebenheiten am besten geeigneten Kleintiere ausgewählt. Eine gute Kombination wären beispielsweise zwei Milchziegen, zwölf Brathühnchen, die monatlich geschlachtet werden, und zwölf Legehennen. Die Ziegen geben ungefähr 1500 Liter Milch im Jahr, und ihr Nachwuchs ergibt rund 50 Kilogramm Fleisch. Die Hennen legen ungefähr 2800 Eier im Jahr, und die älteren Hennen ergeben rund 13 Kilogramm Fleisch. Wenn gewünscht, sorgen die Brathühnchen für über 180 Kilogramm Fleisch im Jahr. Je nach Wunsch können an die Stelle der Brathühnchen auch weibliche Kaninchen und ein männliches Kaninchen gesetzt werden, die dann rund 200 Kilogramm Fleisch erzeugen. Ihr Dung ist ein ausgezeichnetes natürliches Düngemittel. Dr. Paul Johnston steht an der Spitze des Teams vom Fachbereich Zoologie der BYU, das die Kleinviehkomponente des Systems erstellt hat.

An anderen Orten der Welt können andere Pflanzen und Tiere verwendet werden. An der Küste des Titicacasees in Bolivien können die Bauern beispielsweise Fische halten, um Fischmehl für die Hühnerfütterung zu erzeugen. Andernorts können statt der Hühner Meerschweinchen oder Kaninchen verwendet werden. In Portoviejo in Ekuador sorgen Legehennen, Brathühnchen und Ziegen für Fleisch und Milch.

Die Bauern müssen auch lernen, die Pflanzen im richtigen Abstand zu setzen und ihren Tieren eine ausgewogene Futtermischung zu geben, um die besten Ergebnisse zu erzielen. Im ersten Betriebsjahr werden keine neuen Pflanzen, Tiere oder Maschinen eingeführt.

In der vierten Phase liegt die Betonung darauf, wie die Ernte sinnvoll konserviert und verwendet wird. Ein einfacher Lebensmitteltrockenapparat aus Pappkarton, der vom Institut entwickelt wurde, kostet nur neun Dollar, erspart aber viele Dollars, die verschwendet sind, wenn die Lebensmittel verderben. Ein Solarofen für zehn Dollar ist ein wirklich günstiges Angebot. Wenn der Bauer sein Essen mit Sonnenenergie kochen kann, spart er sich die kostbare Zeit, die er sonst mit Holzsammeln verbringen würde. Beide Geräte, sowohl der Solarofen vom Benson-Institut als auch der Trockenapparat, werden zur Zeit in Äthiopien und Ghana verwendet. Mit bloß fünfundzwanzig Dollar kann man alles kaufen, was man braucht, um aus alten Fahrradteilen eine Getreidemühle herzustellen. Eine andere Getreidemühle wird betrieben, indem man ein Fahrrad mit einem Mahlmechanismus verbindet.

Im zweiten Jahr des Systems können die Bauern das Geld, das sie für die verkaufte Ernte des ersten Jahres erhalten haben, dazu verwenden, verschiedene einfache Werkzeuge zu bauen, die vom Benson-Institut entworfen und geprüft worden sind. Ein Miniaturtraktor mit den dazugehörigen Bodenbearbeitungsgeräten kann mithelfen, den Ackerbau effizienter zu betreiben. Und windbetriebene Bewässerungsanlagen und elektrischer Strom sind weitere preiswerte Neuerungen, die die Produktivität gewaltig steigern können. Das Institut hat sogar ein Gerät entwickelt, mit dem man gebrauchte Konservendosen wieder verwenden kann; es wird bald für weniger als fünfundzwanzig Dollar auf dem Markt sein.

„Das Programm funktioniert jetzt", sagt Richard Brimhall, stellvertretender Direktor des Instituts. „Wir wissen, daß es das Leben von rund einer Milliarde Menschen völlig verändern könnte, deren Leben oder Sterben davon abhängt, wie gut sie mit der Landwirtschaft in kleinem Rahmen fertig werden."

Es ist eine menschliche Revolution, die dazu bestimmt ist, den Menschen ein besseres Leben zu ermöglichen. Wie wird sie verbreitet? Das Institut besteht heute aus zwei Vollzeitdirektoren und zwei Sekretärinnen. Dazu hat es aber noch fünfzehnhundert Mitarbeiter, ehrenamtliche Helfer aus aller Welt. Es sind Agrarwissenschaftler, Ernährungsfachleute, Viehzüchter, Bauern, Ärzte, Juristen, sogar Schauspieler und Filmemacher, die dem Institut alle Zeit und Geld zur Verfügung stellen.

Zwei BYU-Absolventen leiten Humberto Canarte und die anderen sechs Familien in Portoviejo darin an, wie sie ihren Boden produktiver bewirtschaften können. Malaquias Flores ist Magisteranwärter aus Chihuahua in Mexiko. Er und Neils Tidwell aus Idaho, der Zoologie studiert hat, leben mit Frau und Kindern in Portoviejo. „Es gibt uns ein gutes Gefühl, daß wir ihnen helfen können, ein besseres Leben zu führen", sagen sie. Sie sind zuversichtlich, daß die sieben Familien voll und ganz imstande sein werden, das Programm weiterzuführen, nachdem die Mitarbeiter vom Benson-Institut Portoviejo verlassen haben.

Das Institut gibt sich aber nicht damit zufrieden, bloß Experten in verschiedene Länder zu exportieren. Direktor Robisons Ziel ist es, das Institut zu einem internationalen Schulungszentrum zu machen. Es sind bereits Bauern und Naturwissenschaftler aus Bolivien, Guatemala, Liberia, Mexiko und anderen Ländern gekommen, um das Landwirtschaftssystem in kleinem Rahmen zu lernen. Doch das Institut braucht Mittel, um noch viel, viel mehr zu schulen. „Die ideale Methode, das System auszubreiten, ist, hier die zu schulen, die dann ihrerseits ihre Leute schulen können", sagt Bruder Brimhall.

Das Institut breitet seinen Einfluß auch durch ein Stipendienprogramm für Graduierte aus. Hector Solorio war 1983 einer von Mexikos besten Absolventen im Studiengang Agrarwissenschaft. Nachdem er sein Staatsexamen gemacht hatte, schlug er aber ein Graduiertenstipendium aus, um auf Mission zu gehen. Seit seiner Rückkehr von Mission studiert er mit einem Stipendium des Benson-Instituts an der BYU weiter Agrarökonomie. „Diese jungen Leute werden in ihr Land zurückkehren und als Führungskräfte in Verwaltung und Landwirtschaft arbeiten", prophezeit Bruder Brimhall. „Wir möchten noch Hunderte mehr solcher Studenten fördern."

Bisher hat das Institut hauptsächlich mit Zuschüssen von Regierungen, Unternehmen und Einzelpersonen gearbeitet. Deshalb konnte es nur dort helfen, wo auch Geld zur Verfügung stand. Die Stiftung der Kirche, die als Geldbeschaffer für Bildungsprojekte fungiert, hat dieses Jahr aber eine ehrgeizige Kampagne für das Institut begonnen. Es wird auch Geld gebraucht, um einen Leitfaden für die Landwirtschaft in kleinem Rahmen zu erstellen. Wenn das Institut unabhängiger werden kann, sagt Bruder Brimhall, kann es besser auf die Hilfsgesuche von Führern der Kirche und anderen in unterentwickelten Ländern eingehen.

Wie alle, die sich uneigennützig für eine große Sache einsetzen, strahlen die Männer und Frauen am Benson-Institut großes Engagement und eine gewisse Dringlichkeit aus. Allerdings sind sie mit Freude bei der Arbeit. Dazu haben sie auch jedes Recht, denn dieses praktische Anliegen, eine bessere Lebensqualität, steht durchaus in Bezug zum Werk des Herrn.

„Wir sehen in unserer Arbeit immer wieder die Hand des Herrn", sagt Bruder Brimhall. „Wir missionieren zwar nicht, aber wir empfinden es als wichtige Aufgabe, den Menschen zu einer besseren Lebensqualität zu verhelfen. Wenn die Menschen lernen, besser für sich zu sorgen, sind sie glücklicher und belehrbarer. In Familie, Gemeinwesen und Staat gibt es dann größere Stabilität." □

Die Arbeit des Benson-Instituts ist vielfältig, und es werden ehrenamtliche Mitarbeiter mit vielen verschiedenen Fähigkeiten gebraucht. Wenn Sie wissen wollen, wie Sie Mitarbeiter am Institut werden können, oder wenn Sie Informationen zu Programmen des Instituts wünschen, schreiben Sie doch an das Benson-Institut, B-49, Brigham Young University, Provo, Utah, USA, 84602.

Nach vierhundert Namen

Jon B. Fish



Illustration von David Linn

Ein paar Wochen vor meinem achten Geburtstag kam mein Vater bei einem Lastwagenunfall ums Leben. Einen Monat später zogen wir nach St. George in Utah um, und zwar wohnten wir jetzt direkt gegenüber dem wunderschönen Tempel.

Mutter wurde bald als Pfahl-Genealogie-Sekretärin berufen. Immer wenn eine beauftragte Gruppe nicht kommen konnte, rief jemand von der Tempelpräsidentschaft bei meiner Mutter an, um zu fragen, ob ihre Söhne zu Totentaufen in den Tempel kommen konnten. Mutter ließ den Herrn nie im Stich. Meine beiden älteren Brüder und ich gingen oft zu Taufen in den Tempel.

An einem Sommertag hatte ich mir die Hand an einer leeren Konservendose ziemlich schlimm verletzt. Ich flehte Mutter an, mich nicht zum Arzt zu bringen, um die Wunde nähen zu lassen, deshalb reinigte sie meine Hand, legte einen Verband an, den sie mit Pflaster festklebte, und umwickelte alles noch mit Gaze.

Kaum war sie fertig, da klingelte das Telefon. Es waren die Brüder im Tempel; sie wollten, daß wir Jungen zu Totentaufen herüberkamen. Da meine beiden älteren Brüder in der letzten Zeit viel zu tun gehabt hatten, war ich regelmäßig zum Tempel gegangen. Ich hatte bereits eine lange Liste mit Taufen für die Toten, die bis in die Tausende ging. Meine Brüder waren wieder einmal nicht da, also badete ich schnell, zog mich um und lief zum Tempel hinüber.

Mehrere Stunden und vierhundert Namen später machten Bruder Edwards und ich Feierabend für den Tag. Ich kann mich noch gut an ihn erinnern: den rechten Arm rechtwinklig gehoben, an der Hand fehlten die meisten Finger aufgrund eines Unfalls in seiner Jugend. Nach jeder Taufe half er mir für die Konfirmation behutsam auf den Stuhl aus rostfreiem Stahl. Jeweils nach zwanzig, dreißig Taufen sah Bruder Edwards mich an und fragte: „Bruder Fish, schaffst du noch ein paar?" Ich antwortete ja, und dann arbeiteten wir uns durch einen weiteren Stapel Namen durch.

Meine Mutter holte mich herein, um meine verletzte Hand abzutrocknen und neu zu verbinden.

Als ich erschöpft nach Hause kam, fiel Mutters Blick sofort auf die tropfnasse Gaze an meiner Hand, und sie ging mit mir ins Badezimmer, um die Wunde neu zu verbinden. Ich war so müde und hungrig, daß ich bloß noch essen und schlafen wollte. Ich achtete gar nicht auf meine Hand, sondern ließ sie den Verband entfernen.

Erst nahm sie die Gaze ab, dann das Pflaster und schließlich den Verband. Ihr betroffener Gesichtsausdruck ließ mich nach unten blicken. Von der Schnittwunde war keine Spur mehr zu sehen – keine Narbe, keine Rötung, gar nichts!

Ich weiß noch, wie meine Mutter mich schweigend in den Arm nahm. Während wir miteinander weinten, gab der Geist mir Zeugnis, daß ich aufgrund meines Dienstes im Tempel des Herrn geheilt worden war. □

Jon B. Fish ist Ratgeber in der Präsidentschaft des Pfahls Citrus Heights, Kalifornien

Der letzte halbe Kilometer

Melvin Leavitt

Der letzte halbe Kilometer zum Haus von Steve Davis war eine wirklich schwer befahrbare Straße. Es war eine Privatstraße, die von der Hauptstraße abzweigte und durch ein Sumpfgebiet verlief. Und wenn es regnete, was häufig geschah, wurde die Straße Teil des Sumpfs. Wenn man an das Ende dieser Straße gelangen wollte, parkte man sein Auto an der Hauptstraße und ging zu Fuß, so wie Steve und sein Vater es immer taten. Es war ein recht hübscher Ort, mit viel Sonnenschein, der durch die hohen Tannen drang, aber auch nicht hübscher als viele andere Orte, die man leichter besuchen konnte. Es war ein halber Kilometer, den man nur dann zu Fuß ging, wenn man mit einer bestimmten Absicht kam.

Steve und sein Vater waren inaktive Mitglieder der Kirche. Sie wohnten ungefähr 50 Kilometer von der Gemeinde entfernt, zu der sie gehörten. Fünfzig Kilometer und einen halben Kilometer schlechte Straße.

Steve Davis und sein Vater gehörten zur Gemeinde Brooksville im Pfahl Tampa Bay, Florida. Der siebzehnjährige Steve war zwar schon eine ganze Weile nicht mehr zur Kirche gekommen, aber er hatte im Priesterkollegium immer noch ein paar gute Freunde. Mit ihnen hatte er schon viel Spaß gehabt. Sie hatten in den Wäldern Kaninchen gejagt und in der Bucht mit Netzen gefischt. Einmal hatten sie einen kleinen Hai im Netz gehabt. Sie hatten auch Softball und Basketball gespielt.

Als es langsam aussah, als ob Steve wohl inaktiv bleiben würde, kam ein Aufruf von der Pfahlleitung. Jedes AP-Kollegium im Pfahl sollte jemanden auswählen, den es reaktivieren wollte. Steves Kollegium, das aus Joe Beggs, Billy Mantooth und Dennis Hunter bestand, fiel die Wahl nicht schwer. Sie wollten, daß ihr guter Freund sonntags wieder bei ihnen war. Sie vermißten ihn auch beim Basketball- und Softballspielen.

Der Pfahl schlug vor, daß das Kollegium den „Ausgewählten" wenigstens einmal in der Woche besuchte. Schön und gut, aber da waren die 50 Kilometer – und der halbe Kilometer schlechte Straße. Das erschien den Jungen gar nicht schwierig. Also fuhren sie jede Woche die 50 Kilometer bis zu seiner Straße und dann den halben Kilometer Matsch bis zu seinem Haus. Normalerweise gingen sie seine Straße zu Fuß hinunter. Gelegentlich wagten sie es auch, den halben Kilometer zu fahren, aber nur wenn der Boden trocken war.

Steve wollte eigentlich schon eine ganze Weile wieder zurückkommen, aber wenn man schon länger weggeblieben ist, fällt das nicht immer leicht. Allerdings schien es immer ein bißchen leichter, wenn seine Freunde kamen.

Es fiel auch den Besuchern nicht immer leicht. Billy Mantooth sagte hinterher: „Es sah wirklich so aus, als arbeite der Teufel gegen uns. Immer ist irgend etwas passiert, so daß wir das Gefühl hatten, wir könnten nicht zu seinem Haus fahren, aber dann sind wir doch hingefahren. Manchmal sind wir erst um zehn Uhr abends angekommen, aber hingefahren sind wir."

Wenn sie da waren, zeigten sie Steve, daß sie ihn gern hatten, aber sie drängten ihn nie, zu den Versammlungen zu kommen. „Sie haben mir gesagt, alle vermißten mich, aber sie haben nicht versucht, mich zum Kommen zu zwingen", sagt Steve.

Es war offensichtlich, daß Steve diesen Jungen wirklich wichtig war. Wie wichtig er ihnen war, wurde eines Abends ganz augenscheinlich, als sie beschlossen, seine Straße mit dem Auto hinunterzufahren, obwohl es geregnet hatte und der Boden sehr matschig war. Es ging nicht ganz gut. Sie schafften es

Illustration von Richard Hull



Der tiefe tückische Schlamm konnte die Jungen vom Priesterkollegium nicht davon abhalten, ihren Auftrag zu erfüllen.

zwar bis zum Haus, aber auf dem Rückweg kam ihr Wagen von der Straße ab und rutschte in den tiefen Schlamm. Steve und sein Vater kamen ihnen zu Hilfe. Um drei Uhr morgens hatten sie das Auto endlich wieder frei. Sie sahen alle wie Schlammstatuen aus. Die Besucher waren so schmutzig, daß sie ihre schlammige Kleidung ausziehen mußten, ehe sie wieder ins Auto stiegen. Ihr Gesicht war zwar schlammverschmiert, aber dadurch stach ihr Lächeln nur um so deutlicher hervor. Die vier Jungen, die in der Nacht in der Unterwäsche nach Hause fuhren, waren sehr müde, aber sehr glücklich. Sie sahen, daß sich bei Steve schon etwas tat. Und in der nächsten Woche waren sie wieder da. Sie machten vor einem halben Kilometer nicht schlapp.

Auch Steve war glücklich. An einem Sonntag, nicht lange nach der denkwürdigen Nacht, kam er zur Kirche, und sein Vater war auch dabei. Anfangs kamen sie etwas unregelmäßig, aber die Freunde besuchten sie weiter, bis sie wieder regelmäßig kamen.

Steve sagt: „Ich liebe sie alle. Ich werde immer dankbar für sie sein. Ohne sie wäre ich wahrscheinlich immer noch inaktiv. Mein ganzes Leben wird anders aussehen, weil sie das für mich getan haben."

Ein halber Kilometer ist nicht sehr lang, vor allem wenn man ihn mit der Fahrt von 50 Kilometern vergleicht. Doch oft hält uns der letzte halbe Kilometer davon ab, die 50 Kilometer zu fahren. Genau wegen dieses halben Kilometers beschließen wir meist, die Arbeit erst morgen zu erledigen oder nächste Woche oder irgendwann, wenn es nicht nach Regen aussieht. Doch Steve und sein Vater werden immer dankbar für die Freunde sein, die die Extraanstrengung auf sich nahmen – einen halben Kilometer lang. □

Banyan Dadson



hat in Ghana das Evangelium gefunden

Laurie Williams Sowby

Menschen wie Banyan Dadson trifft man in dem kleinen afrikanischen Land Ghana nur selten. Er ist nicht nur sehr gebildet, sondern auch Heiliger der Letzten Tage, und das in einem Land, in dem die Kirche noch nicht lange besteht. Bruder Dadson war ursprünglich Chemieprofessor und ist jetzt Vizepräsident der Universität Cape Coast in Ghana.

Bruder Dadson ist seit sechs Jahren Mitglied der Kirche; er träumt von dem Tag, an dem am zentralafrikanischen Horizont die Turmspitzen von Tempeln zu sehen sein werden und an dem seine Landsleute sich in Scharen der Kirche anschließen werden. Es gibt in Ghana bereits über 2000 Mitglieder der Kirche, und jede Woche finden fünfzig Taufen statt. „Die Kirche ist genau das, was mein Volk braucht", erklärt er schlicht.

Als Junge hat Banyan Dadson im methodistischen Gottesdienst so gut aufgepaßt, daß er oft ganze Predigten aufsagen konnte; die anderen Kinder nannten ihn deshalb bald den „Priester". Da aber viele seiner Fragen unbeantwortet blieben, stieß er bald aus Unzufriedenheit zu einer informellen christlichen Vereinigung, konnte aber ihre Lehre von der Errettung durch Gnade allein nicht so ganz akzeptieren. Glaube ohne Werke war eine Lehre, die ihn in tiefe Konflikte stürzte. „Jeder Christ muß beweisen, daß er an den Herrn glaubt", sagt Bruder Dadson.

Mit zweiundzwanzig trennte er sich von der Gruppe und schloß sich einer anderen religiösen Bruderschaft an. Sie gab ihm den spirituellen Rückhalt, den er in den darauffolgenden acht Jahren brauchte, während er seinen Abschluß an der Universität und dann seinen Doktor in organischer Chemie machte. „Die Bruderschaft verbot Alkohol, Tabak und Unkeuschheit und hatte sogar eine ähnliche Geschichte wie das Erlebnis von Joseph Smith", erzählt Bruder Dadson.

Er kehrte nach Ghana zurück, nachdem er an der Universität Cambridge in England seinen Doktor gemacht hatte, und nahm an der Universität Cape Coast eine Stelle als Chemieprofessor an. Die nächsten zehn Jahre verbrachte er mit wissenschaftlicher Forschung, er heiratete, wurde Vater und war keiner Religionsgemeinschaft angeschlossen. In dieser Zeit lernte er „Pastor" Billy Johnson kennen, der das Buch Mormon besaß und ohne offizielle Vollmacht eine Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage gegründet hatte.

Banyan Dadson besuchte eine Versammlung der Kirche, konnte aber die Stammestrommeln und das Tanzen, das Teil des Gottesdienstes war, nicht akzeptieren.

Acht Jahre später gab Billy Johnson Bruder Dadson ein Buch Mormon, ein Buch ‚Lehre und Bündnisse', die Köstliche Perle und das Buch *Grundbegriffe des Evangeliums*; außerdem erzählte er ihm, daß offizielle Missionare der Kirche im Land waren und die Priestertumsvollmacht mitgebracht hatten. Bruder Johnson hatte sich taufen lassen und war als erster Distriktspräsident berufen worden.

Banyan Dadson beschloß, es noch einmal mit der neuen Religion zu versuchen. Diesmal besuchte er eine reguläre Abendmahlsversammlung der Kirche, in der die Kirchenlieder auf Kassette abgespielt wurden. Er erfuhr mehr über das Evangelium und erkannte bald, daß er endlich die Kirche gefunden hatte, nach der er so lange gesucht hatte. Er ließ sich bald taufen.

Nach ihm ließen sich auch die vier ältesten seiner sechs Kinder taufen und ein paar Wochen später seine Frau Henrietta.

Bruder Dadson begann, mehr Zeit mit seiner Familie zu verbringen; unter anderem standen sie jetzt alle gemeinsam um fünf Uhr morgens zum Beten und zum Schriftstudium auf. Die Auswirkungen

auf seine Kinder waren bemerkenswert.

„Die Leute erzählten mir, wie positiv sich meine Kinder ihrer Meinung nach verändert hätten", erzählt Bruder Dadson. Auch seinem Bruder und seiner Schwester fiel das auf, und bald schlossen auch sie sich der Kirche an. Kwamena Dadson ist jetzt Präsident des Zweiges Cape Coast, und seine Schwester Elizabeth Kwaw ist FHV-Leiterin.

Bruder Dadson wurde ein paar Monate nach seiner Taufe der erste Ältestenkollegiumspräsident seines Zweigs, und im Frühjahr 1982 wurde er als Zweiter Ratgeber im Distrikt Ghana berufen.

Bruder Dadson meint, er verdanke seinen beruflichen Erfolg der Kirche. 1981 wurde er zum Dekan seines Fachbereichs ernannt, im Mai 1985 zum Vizepräsidenten der Universität. „Die Kirche hat aus mir einen besseren Lehrer und Führer gemacht", erklärt er. Durch sie habe er gelernt, sich seine Zeit einzuteilen, seine Talente und seine Energie besser zu nutzen und mit seinen Mitmenschen besser auszukommen. „Im Umgang mit meinen Mitarbeitern bin ich durch das Gesetz Christi verpflichtet, Liebe zu zeigen."

Das Evangelium hat sich aber nicht nur auf seine Arbeit und seine Familie ausgewirkt, sondern ihm noch einen weiteren Nutzen gebracht. „Früher war ich von Ängsten geplagt, aber jetzt sind sie verschwunden. Ich bin voll Zuversicht und fühle mich im Herrn geborgen."

Im Sommer 1983 hat Bruder Dadson zwei Monate als Gastprofessor für Chemie an der Brigham-Young-Universität verbracht. Er hatte zwar vorher schon als Fulbright-Stipendiat und als Gast des US-Außenministeriums an verschiedenen Universitäten des Landes gelehrt, aber dies war seine erste Reise nach Utah.

Seine Familie war zwar in Ghana geblieben, aber er benutzte die zwei Monate dazu, in Provo in den Tempel zu gehen und sein Endowment zu empfangen. Seitdem haben ihn zwar wirtschaftliche Einschränkungen davon abgehalten, mit seiner Familie in den Tempel zu gehen, aber er sagt: „Ich werde nicht ruhen, bis ich mit meiner Frau und meinen Kindern in den Tempel gehe, damit wir uns siegeln lassen können."

Die Dadsons und ihre sechs Kinder, die zwischen zehn und einundzwanzig Jahren alt sind, nehmen gern an den typischen Aktivitäten ihres Zweiges teil: Laienspiel, Volkstanz, Fußball und Arbeit auf der Wohlfahrtsfarm, wo Mais, Bohnen und anderes Gemüse angebaut werden.

Bruder Dadson liegen die Bedürfnisse seiner Landsleute an Lebensmitteln und anderem am Herzen, und er ist einer der Treuhänder der Freunde Westafrikas (Ghanas), einer überkonfessionellen Organisation, die sich darum bemüht, für Krankenhäuser, Ambulanzen und Dörfer kostenloses medizinisches Material zu beschaffen und es zu verteilen.

Die Dadsons haben vor, in Ghana zu bleiben und dort die Kirche aufzubauen, und hoffen, daß ihre Kinder das gleiche tun werden. □

Laurie Williams Sowby, freiberufliche Schriftstellerin, ist in ihrer Gemeinde in American Fork in Utah Sonntagsschullehrerin.

Banyan Dadson, zweiter von links, mit seiner Frau und den sechs Kindern

Ich konnte keine gute Ausrede finden

Walter Swan

Ich saß eines Morgens in meinem Garten, als mir bewußt wurde, daß ich wirklich Segnungen weitergeben konnte. Endlich entschloß ich mich, auf Mission zu gehen.

Ich erklärte dem Bischof, ich hätte schon alle Segnungen, die ich brauchte. Ich müßte nicht auf Mission gehen, um noch mehr Segnungen zu bekommen.

Meine Frau und ich führten ein behagliches Leben. Ich war Rentner, und wir hatten alle unsere Schulden abbezahlt. Ich hatte zu Hause eine hübsche kleine Tischlerwerkstatt mit allen möglichen Werkzeugen, die ein alter Mann sich nur wünschen konnte. Und ich hatte einen Garten von gut anderthalb Hektar, dazu mehrere Bienenkörbe, die uns ein kleines Extraeinkommen verschafften.

Wir waren auch zufrieden mit dem Dienst, den wir seit unserer Taufe in der Kirche geleistet hatten. Ich war zwanzig Jahre lang Siebziger gewesen und hatte mit Freude am Ort missioniert. Dann war ich Hoherpriester geworden und unterrichtete jetzt eine Sonntagsschulklasse, was mir auch viel Freude machte. Wir hatten das Gefühl, wir hätten alles getan, was der Herr von uns erwartete, und meinten, wir könnten jetzt den Rest unseres Lebens genießen.

Dann kam der Bischof und fragte, ob wir auf Vollzeitmission gehen wollten. Ich lehnte ab und erklärte ihm, ich hätte alles getan, worum der Herr mich gebeten habe, und die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen in meiner Sonntagsschulklasse brauchten mich noch. „Außerdem", so sagte ich, „habe ich alle Segnungen, die ich mir wünsche."

Ungefähr ein Jahr später brachte er das Thema wieder zur Sprache.

„Walter", sagte er, „ich habe sehr viel darüber gebetet. Ich möchte dir sagen, der Herr möchte, daß du auf Mission gehst. Du hast mir gesagt, du hättest schon viele Segnungen und brauchtest nicht mehr. Schön und gut. Es gibt aber noch viel mehr Menschen, die Segnungen brauchen, die nur du ihnen geben kannst. Deine Frau braucht sie, die Gemeinde braucht sie, und deine Kinder brauchen sie – ganz zu schweigen von all den Menschen, mit denen du auf Mission zusammenkommen wirst. Denk doch darüber nach."

Ich dachte die ganze Nacht darüber nach. Ich wußte, meine Frau würde hinter mir stehen, wie ich mich auch entschied. Das Problem war bloß, daß ich mich nicht entscheiden konnte.

Am nächsten Morgen stand ich schon vor Tagesanbruch auf; ich ging nach draußen und setzte mich auf einen Bienenkorbbehälter und wartete, bis es hell genug war, in den Garten zu gehen und mir zum Frühstück ein paar Kantalupen (Melonenart) zu holen.

Während ich da saß und aß, betrachtete



Illustration von Lynn Farrar

ich all den materiellen Besitz, den ich in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren mit mir herumgetragen hatte, wohin immer wir gezogen waren. Ich hatte manches davon gebraucht und manches meinen Freunden und Nachbarn geschenkt. Trotzdem hatte ich immer noch manch Nützliches, was überhaupt nicht gebraucht wurde und hier niemandem nützte.

In dem Moment kam mir ein Gedanke: „Ich bin jetzt schon fast sechsundzwanzig Jahre in der Kirche und habe mir sehr viel Evangeliumswissen angeeignet. Manches davon habe ich gebraucht, und manches habe ich Freunden und Nachbarn gegeben. Es ist aber immer noch viel da, das überhaupt nicht genutzt wird und wovon niemand etwas hat."

Ich stand sofort auf und ging ins Haus. „Wir gehen auf Mission!" sagte ich meiner Frau.

Ich rief den Bischof an. „Wir sind bereit zu gehen. Mach den Missionsantrag fertig und erklär uns, was wir erledigen müssen."

Später wünschte ich mir dann doch, ich hätte nichts gesagt. Doch bis dahin hatten wir schon der ganzen Gemeinde von unserer Entscheidung erzählt. Je mehr ich aber darüber nachdachte, desto weniger wollte ich gehen.

Eine Woche vor unserer geplanten Abreise ins Missionarsschulungszentrum hatte ich plötzlich Schmerzen in der Brust. Das wäre die beste Ausrede gewesen, nicht auf Mission zu gehen. Doch aus irgendeinem Grund habe ich sie nicht benutzt. Der Bischof gab mir einen Segen, und es ging mir wieder gut.

Im Schulungszentrum hatte ich erneut Schmerzen in der Brust und ging zum Krankenhaus, um mich untersuchen zu lassen. Der Arzt untersuchte mich und meinte, ich machte mir zu sehr Sorgen; ich sollte alles etwas leichter nehmen, dann würde es mir schon besser gehen. Daran hielt ich mich, und es ging mir gleich viel besser. Ich suchte aber immer noch nach einer guten Ausrede.

Als wir in unserem Missionsgebiet in Florida angekommen waren, sagte ich zu mir selbst: „Was soll ich hier? Ich habe Heimweh. Ich kann die vielen Bäume so nah um mich herum nicht ertragen; ich brauche offenes Land. Wenn ich dem Bischof doch nicht gesagt hätte, ich würde auf Mission gehen! Was kann ich hier schon Gutes tun?" Ich fühlte mich völlig fehl am Platz.

Eines Abends fragte uns der Zweigpräsident, ob wir ein Ehepaar besuchen könnten, das schon zwei-, dreimal die Missionarslektionen angehört hatte. Es seien gute Menschen, aber sie hätten sich noch nicht der Kirche angeschlossen.

„Fahren Sie mich hin!" antwortete ich.

Wir fuhren hin, und in weniger als dreißig Minuten hatten wir mit dem Mann einen Tauftermin vereinbart. Drei Wochen nach unserer Ankunft auf Mission tauften wir ihn. Als unser Missionspräsident das hörte, freute er sich sehr. In unserem Missionsgebiet hatte es schon seit über einem Jahr keine einzige Taufe mehr gegeben und in den letzten fünf Jahren nur sechs. Das war der Ansporn, den ich brauchte.

Auf einmal tat sich etwas; Leute kamen wieder zur Kirche, die jahrelang nicht dagewesen waren; wir spürten größere Liebe und Einigkeit zwischen den Mitgliedern des Zweiges; und wir tauften die Frau unseres ersten Untersuchers.

Dann erhielten wir eine Empfehlung aus Salt Lake City und tauften wieder einen Mann – den ersten Schwarzen in unserem Gebiet. Er erzählte uns, er habe schon lange zum Herrn gebetet, er möge ihm jemanden schicken, der ihm sagen könne, welche die wahre Kirche sei. Als wir zum ersten Mal an seiner Tür gestanden hätten, habe er um uns ein Licht leuchten sehen und sofort gewußt, daß sein Beten erhört worden war. Er ließ sich kurz danach taufen.

Wir haben immer noch Freude an unserer Mission. Erst letzte Woche haben wir wieder ein Ehepaar getauft, den Bruder unseres ersten Untersuchers mit seiner Frau. Es sind alles ganz besondere Menschen, und wir sind begeistert von dem, was hier geschieht.

Ich bereue meine frühere Einstellung zu einer Mission sehr. Unsere Mission ist zwar mit das Schwerste, was wir in unserem Leben geleistet haben, aber der Lohn ist unermeßlich groß. Ich habe festgestellt, daß ich wirklich noch mehr Segnungen brauchte. Wir können unser Glück und unsere Freude kaum fassen. Meine Frau und ich sind geistig gewachsen, und wir fühlen uns so wohl wie kaum je zuvor.

Was aber noch wichtiger ist, wir haben festgestellt, daß der Bischof recht hatte: es gibt viele Menschen, die die Segnungen des Evangeliums brauchen, Segnungen, an denen wir als Missionare sie teilhaben lassen können.

Ich wünschte, die Ehepaare in der ganzen Kirche wüßten, wie sehr sie gebraucht werden; sie können das Wissen und die Erfahrung, die sie in ihren Jahren in der Kirche erworben haben, weitergeben. Wenn sie nur wüßten, was für Freude der Missionsdienst ihnen und anderen bringen kann, würden sie nicht zögern, auf Mission zu gehen.

Nichts ist der Verheißung des Herrn vergleichbar:

„Wenn ihr alle eure Tage damit zubringt, diesem Volk Umkehr zu predigen, und auch nur eine einzige Seele zu mir führt – wie groß wird doch eure Freude sein mit ihr im Reich meines Vaters!

Und nun, wenn eure Freude schon groß sein wird über die eine Seele, die ihr zu mir ins Reich meines Vaters geführt habt – wie groß wird eure Freude erst sein, wenn ihr viele Seelen zu mir führt!" (LuB 18:15,16.)

Der Herr hat nicht gesagt, es sei leicht, aber er hat gesagt, es sei die Anstrengung wert. Und das ist es auch!

□



Mahonri Young

Thomas Toone

Krönung des Monuments "Dies ist der Ort", *am Rande des Emigration Canyon oberhalb von Salt Lake City sind die massiven Skulpturen von Wilford Woodruff, Brigham Young und Heber C. Kimball.*

Kleines Foto:
Standbild Brigham Youngs in der Nationalgalerie im Kapitol in Washington, D. C.

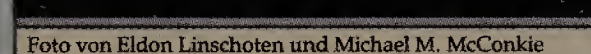


Foto von Eldon Linschoten und Michael M. McConkie

Bildhauer seiner Geschichte

Die Herausforderung an das Gewissen eines jeden Menschen ist,
für seine Lebensarbeit das auszuwählen, was er gern tut;
und nachdem er sich einmal für einen Weg entschieden hat, muß er sich gewissenhaft bemühen,
alles darüber zu lernen. Ein ehrgeiziger, aufrichtiger Mensch wünscht sich von Herzen,
das, was er nach seiner ehrlichen Überzeugung für richtig hält, gut zu tun [1].

MAHONRI YOUNG

Mahonri Young hat immer gesagt, er könne sich nicht an eine Zeit erinnern, als er nicht Bildhauer werden wollte. Er wurde zwar ein hervorragender Maler, Drukker, Lehrer, Vortragender und Schriftsteller, ist aber am meisten wegen seiner Bildhauerarbeiten bekannt, die seinen großen Stolz auf seine Pionierherkunft widerspiegeln. Zu seinen bekanntesten Werken gehören das *Seemöwendenkmal*, die Statuen von Joseph und Hyrum Smith auf dem Tempelplatz und das Monument *Dies ist der Ort* in Salt Lake City.



Detail der Pionierfiguren am Monument „Dies ist der Ort".

Mahonri Youngs Ruf als Bildhauer ist aber schon weit über Utah hinausgedrungen. Er spielt in der Entwicklung des skulpturellen Realismus in der US-amerikanischen Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts eine Hauptrolle. Seine berühmtesten Skulpturen sind kleine Bronzen von Arbeitern und Preisboxern, und seine Arbeiten sind in vielen amerikanischen Museen ausgestellt. Er hat in seiner langen und glänzenden Laufbahn viele Auszeichnungen erhalten.

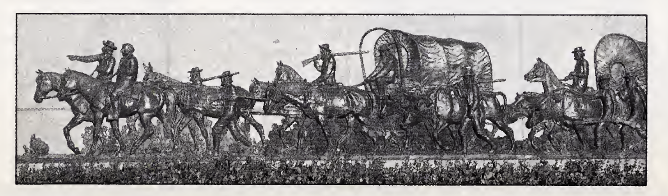
Mahonri Mackintosh Young ist am 9. August 1877 in Salt Lake City als erstes der drei Kinder von Mahonri Moriancumer Young und seiner Frau Agnes geboren. Noch als Baby wurde er zu seinem Großvater Brigham Young gebracht, um einen Segen zu erhalten. Das war nur wenige Tage, bevor sein Großvater starb. Von diesem Erlebnis schrieb er später: „Ich stelle mir gern vor, daß ich wie alle Neuankömmlinge in jenen fernen Zeiten in weiße Kleider gehüllt war, die nicht nur mir bis zu den Füßen reichten, sondern auch meiner Mutter; darunter war ich in einige Meter roten Flanell gehüllt, der mit einer Bauchbinde festgehalten wurde. Ich stelle mir gern vor, daß ich auf meinen Großvater Eindruck gemacht habe, aber das ist kaum zu erwarten, da er vor meiner Ankunft ja schon so viele Enkelkinder hatte. Sie waren für ihn nichts Neues. Ich glaube aber, ich war das letzte, das persönlich mit ihm zusammenkam und seinen Segen empfing [2]."

Mahonri Youngs erstes Zuhause war die Deseret-Spinnerei am Stadtrand von Salt Lake City, in der Nähe von Parley's Canyon. Es wurde „die Fabrik" genannt, da das Haus von einer Tischlerwerkstatt, einer Scheune und dem Gebäude umgeben war, in dem die Wolle gereinigt und verarbeitet wurde. Mahonri Young liebte den Geruch der Bottiche mit der starken Seife, die Fließbänder und Flaschenzüge und vor allem die Werkzeuge und die Tischlerwerkstatt. Hier erwachte in ihm der Künstler, und viele Themen seiner Arbeiten hatten wohl hier in seinem ersten Zuhause ihren Ausgang. Später schrieb er von der „Fabrik":

„Es war ein Ort, von dem man träumt und nach dem man sich sehnt. Da waren Farmer und eine Farm; da waren Männer und Frauen, die in der Spinnerei arbeiteten; da waren Tiere und Vögel in der Scheune und um die Scheune herum; dazu in alle Richtungen herrliche Landschaft. . . .

Wenn ich jetzt Heimweh habe, dann nach diesem Teil des Salzseetals, nach dem alten Adobe-Haus, den Spottdrosseln, den Sonnenblumen und den blauen Bergen, die den herrlichen Hintergrund bildeten [3]."

Mahonri Young hatte eine enge Beziehung zu seinem Vater. Wenn die Familie Young nach Salt Lake City fuhr, saß Mahonri vorn auf dem Wagen neben seinem Vater, damit sie die Fahrt und was sie sahen und hörten, gemeinsam erleben konnten. Mahonri Young



Flachrelief Wagenzug an der Basis des Monuments „Dies ist der Ort".

meint, sein Vater habe als erster sein Interesse an der Kunst geweckt. Als der fünfjährige Mahonri mit einer Blinddarmentzündung kämpfte, hielt ihn sein Vater bei guter Laune, indem er ihm Gewehre und andere hölzerne Gegenstände schnitzte, und der Junge zeigte auch bald Interesse am Schnitzen. Der Vater erkannte die künstlerischen Fähigkeiten seines Sohnes, befürchtete aber, er könne sich mit dem scharfen Messer verletzen, und gab ihm etwas Ton von einer Ausgrabungsstätte, aus dem Mahonri dann kleine Vögel und Tiere modellierte.

Als Mahonri sechs Jahre alt war, starb sein Vater. Der kleine Junge und seine Mutter zogen in ein kleines Haus in Salt Lake City. Zum ersten Mal besuchte Mahonri die Schule. Sie gefiel ihm aber nicht. Er war zwei Jahre hinter den anderen Schülern zurück und bekam keine besonders guten Noten. Nach dem achten Schuljahr ging er von der Schule ab. Er las aber gern und beschäftigte sich mit Kunst und lieh sich aus der großen Bibliothek seiner Tante und seines Onkels häufig Bücher und Zeitschriften aus. In diesen Jahren freundete er sich mit den Jungen in seiner Nachbarschaft an, von denen viele auch angehende Künstler waren. Er zeichnete sie oft, wenn sie am Ufer des Kanals bei seinem Haus spielten. Er spielte gern Football, Baseball, ging zelten, angeln und jagen. Er schnitzte auch gern aus Holzstücken Gewehre und erklärte später: „Ich habe früher immer gemeint, ich hätte diese Gewehre geschnitzt, weil ich gern Gewehre haben wollte. Jetzt sehe ich das aber anders. Ich habe wohl einfach meinem gestaltenden Instinkt nachgegeben [4].“

Als Mahonri elf Jahre alt war, kaufte seine Mutter ihm einen Holzschnitzkasten, und er fertigte seine erste ernsthafte Schnitzerei an. Es war ein Flachrelief von Julius Cäsar, das er aus einem alten Zaunpfahl schnitzte. Einmal kam ein reisender Buchhändler ins Haus und sah die Schnitzerei auf dem Kaminsims; als er erfuhr, daß sie von einem elfjährigen Jungen angefertigt worden war, meinte er, der Junge müsse ein Genie sein. Eine Zeitlang danach hieß Mahonri dann in der Familie „das Genie [5]“.

Mahonri Young arbeitete für 2,50 Dollar in der Woche in einem Schreibwaren- und Souvenirladen, um sich Geld für Kunstunterricht zu verdienen. Seinen ersten formellen Unterricht erhielt er bei James T. Harwood, einem der ersten Künstler aus Utah, die in Paris studiert hatten. Auf Harwoods Anregung hin beschloß Mahonri Young, sich in New York und Paris weiter ausbilden zu lassen. Um das Geld für die Reise zusammenzusparen, arbeitete er als Porträtmaler für den *Salt Lake Herald* und die *Salt Lake Tribune*. Er war auch Graveur bei der *Tribune* und arbeitete dort von sieben Uhr abends bis zwei oder manchmal auch vier Uhr morgens.

Im Herbst 1899 fuhr er für ein Jahr nach New York, um dort Kunst zu studieren. Er strengte sich sehr an und war einer der besten Studenten seines Jahrgangs. Da er vorher bis in die frühen Morgenstunden hinein bei der *Tribune* gearbeitet hatte, litt er unter Schlaflosigkeit. Wenn er nicht schlafen konnte, las er Shakespeare und studierte Zeitschriften, um sich in Kunst und Illustration weiterzubilden.

Nach acht Monaten kam er nach Salt Lake City zurück und nahm beim *Salt Lake Herald* eine Stelle als Klischeehersteller an. Außerdem zeichnete er auch für die *Deseret News*. Ein Jahr später hatte er genug Geld zusammengespart, um nach Paris zu fahren und dort vier weitere Jahre zu studieren. Um die Jahrhundertwende war Paris der Mittelpunkt der Kunstwelt, und jeder ernsthafte Künstler wollte dort hin. Unterwegs besuchte er England, wo er die von Pferden gezogenen Busse und Taxis, die überfüllten Straßen und die Fahrer der öffentlichen Verkehrsmittel zeichnete. Außerdem besuchte er das Britische Museum, die Nationalgalerie und die Galerien Tate und Walker – immer in dem Bestreben, sich künstlerisch weiterzubilden.

In Paris begann er kleine Statuen von Arbeitern anzufertigen. Von seinen Lehrern wurden sie kritisch aufgenommen, aber später, in New York, wurden seine Darstellungen von Arbeitern landesweit bekannt. Es war ein Thema, dessen er nie müde wurde. Für Mahonri Young sind seine Arbeiter wirkliche Menschen, die wirkliche Arbeit leisten. Er strebte keine Idealisierung an, wie es zu seiner Zeit bei den Bildhauern üblich war. „Ich mag das, was die Arbeiter tun“, schrieb er. „Für mich sind es großartige Menschen. Ich mag ihre Haltung, ihre Ausgeglichenheit und ihre Gestik. Der Arbeiter ist der wesentliche Mensch. Er hat meine Kunst gewaltig inspiriert [6].“

In Paris strengte er sich sehr an, um alles über die Kunst zu lernen, was er nur konnte. Wenn er nicht im Unterricht war, nahm er seinen Zeichenblock mit und ging aus, die Menschen zu beobachten und zu zeichnen. Auch auf der Reise nach Italien, die er 1902 mit seinen Studienkollegen unternahm, zeichnete er ständig, weil er das Gefühl hatte, er könne die Ausgaben für die Reise nur rechtfertigen, wenn er etwas dazulernte.

1905 kehrte Mahonri Young aus Paris zurück und begann seine berufliche



Mahonri Young hat mehrere Reisen in den Südwesten der USA unternommen, um für Skulpturen für das Amerikanische Museum für Naturgeschichte die Indianer zu studieren. Die Navajo-Frau *ist eins der Gemälde, zu denen er auf diesen Reisen inspiriert wurde. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Museums der Kirche für Geschichte und Kunst.*

Mary L. Derr

GEORG FRIEDRICH HÄNDEL



Illustrationen von Larry Winborg

Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenkt.
. . . man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens.
(Jesaja 9:5.)

Vater, wo fährst du hin?" fragte Georg.

„Zum Hof des Fürsten."

„Darf ich mitkommen?"

„Nein", antwortete sein Vater streng.

Georg wußte, daß er seinem Vater gehorchen mußte. Am Hof gab es aber Musiker, und Georg sehnte sich danach, sie spielen zu hören. Sein Vater meinte, Musik sei törichtes Kinderspiel, keine Männerarbeit. Georg sollte Rechtsgelehrter werden und die Musik vergessen. Der Vater wußte nicht, daß Georg stundenlang heimlich auf einem Klavier übte.

Georg mußte aber auch andere Musiker hören, deshalb beschloß er, auch zum Hof nach Weißenfels zu gehen. Es konnte ja nicht so weit von Halle entfernt sein, wo er wohnte.

Er sah zu, wie sein Vater in die Kutsche stieg; als dann das Pferd die Kutsche auf die Straße hinauszog, lief er hinterher. Als sie den Stadtrand erreichten, bekam er schon kaum noch Luft, während die Kutsche jetzt schneller wurde. Der Abstand zwischen Georg und der Kutsche wurde immer größer, so schnell er auch rannte.

Plötzlich hielt die Kutsche an. Der Kutscher kletterte herunter, lief auf den Jungen zu, hob ihn auf und trug ihn zur Kutsche.

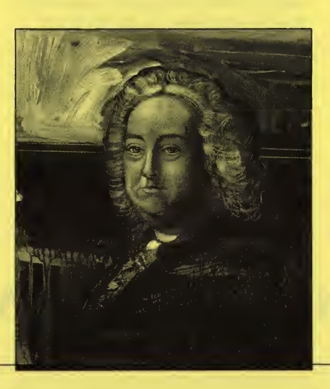
„Was hast du denn vor?" schimpfte sein Vater. „Ein siebenjähriger Junge kann doch nicht bis nach Weißenfels laufen. Ich habe dir gesagt, du kannst nicht mitkommen. Warum hast du mir nicht gehorcht? Du darfst beim Kutscher sitzen, aber wenn wir nach Hause kommen, wirst du deine Strafe bekommen."

Als sie das Schloß betraten, hörte Georg Musik. Er folgte den Klängen bis in ein großes Zimmer, wo ein Mann Orgel spielte. Der Junge hörte glücklich zu, bis der letzte Ton verklang. „Darf ich auch mal spielen?" fragte er.

„Ja, aber nur kurz."

Georg setzte sich auf die Orgelbank und begann zu spielen. Er war begeistert von den wunderschönen Tönen, die das Zimmer erfüllten. Erst als er die letzte Note

gespielt hatte, sprach der Mann ihn an.
„Wer bist du denn?"
„Georg Friedrich Händel", antwortete er.
„Du spielst gut. Wie alt bist du, und wer ist dein Lehrer?"
„Ich bin sieben, aber ich habe keinen Lehrer. Mein Vater möchte nicht, daß ich Musiker werde."
In dem Augenblick kam Georgs Vater herein. „Ich bitte um Verzeihung, Euer Gnaden", sagte er, „wenn mein Sohn Sie belästigt hat." – Es war der Fürst.
„Sie sind der Vater des Jungen?" fragte der Fürst. „Er sagt mir, er habe keinen Musiklehrer. Wissen Sie nicht, daß er sehr begabt ist? Besorgen Sie ihm sofort einen Musiklehrer, und bringen Sie ihn wieder hierher, daß er mir vorspielt."
„Ja, euer Gnaden", antwortete Georgs Vater unterwürfig.
Als sie nach Hause kamen, wurde Georg zur Strafe sofort ins Bett geschickt. Doch schon am nächsten Tag sorgte der Vater dafür, daß der Organist der größten Kirche in Halle Georgs Musiklehrer wurde, und er durfte sich darauf vorbereiten, Musiker zu werden. Georg respektierte aber auch den Wunsch seines Vaters, daß er Rechtsgelehrter werden sollte, und er studierte auch die Rechte.
Georg Friedrich Händel wurde am 23. Februar 1685 in Halle geboren. Er begann seine Laufbahn als Opernkomponist. Seine Opern waren sehr beliebt, und mit fünfundzwanzig Jahren war er schon berühmt. Er reiste nach England, wurde englischer Staatsbürger und blieb in England wohnen, bis auf kurze Besuche in Halle bei seiner Mutter.
Händels Musik ist auch heute noch beliebt. Er hat das Oratorium zu einer eindrucksvollen Kunstform weiterentwickelt und in England bekannt gemacht. Händel hat für seine Oratorien Geschichten aus der Bibel gewählt, die von einem Chor, Solisten und einem Orchester vorgetragen werden. Sein beliebtestes Werk, der *Messias*, erzählt die Geschichte Jesu. Es ist ebenso schön wie einfach geschrieben. □



SCHON JETZT MÖCHT' ICH EIN MISSIONAR GERN SEIN



Die alte Mandoline

Wendy F. Kanno



Illustrationen von Dick Brown

Die Orgel spielte feierlich und leise, und eine andächtige Stille trat ein, als die Sargträger mit dem einfachen Sarg aus Tannenholz hereinkamen. Ein paar Gartenblumen waren liebevoll auf den Sarg gelegt worden, und dazwischen lag eine alte Mandoline, deren abgeriebene, aber polierte Oberfläche in dem schwachen Licht matt glänzte. Die flackernden Kerzen ließen den großen Raum noch düsterer erscheinen, obwohl hier und da Sonnenlicht durch die roh behauenen Stämme drang.

Die Orgel schien hier in der rauhen Wildnis fehl am Platz. In dieser Siedlung im Westen gab es kaum Luxus, und die kleine Orgel, die den weiten Weg im Wagen hergebracht worden war, wurde wie ein Schatz gehütet.

Amanda sah zu, wie kleine Staubwolken vom Boden aufstiegen, während die Sargträger langsam den Gang hinuntergingen.

„Der Sarg ist so klein", flüsterte sie ihrer Mutter zu.

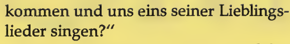
„Dein Urgroßvater war vielleicht kein großer Mann, aber er war doch ein Riese im Geist", flüsterte die Mutter zurück.

Amanda nickte, und bittere Tränen brannten in ihren braunen Augen. Großvaters Tod war schwer zu verstehen. Er war ein heiterer Mensch gewesen und hatte überall Lachen verbreitet, wo immer er hinkam. Und Musik. Wie er die Musik geliebt hatte!

„Manda, ohne Musik wäre die Welt ein sehr trauriger Ort", hatte er oft zu ihr gesagt. „Sie hat mir schon so oft geholfen, hier und im alten Land."

„Erzähl mir doch bitte eine Geschichte vom alten Land, Opa", hatte sie immer gebettelt.

„Ist gut, aber du weißt doch, du hast sie schon alle gehört." Seine Augen zwinkerten, als er zu erzählen begann. „Als ich noch ein Junge war, hat meine Familie auf den Feldern um die Stadt herum die Schafe gehütet. Tagsüber war das Land saftgrün, aber nachts war alles in Schatten gehüllt. Ich hatte die Abendwache für mich allein. Manchmal waren die Schafe unruhig, deshalb habe ich immer meine alte Mandoline mitgenom-



men. Ich habe ein stilles Lied gespielt, und das hat sie beruhigt. Mich hat es auch ein bißchen erleichtert. Schafehüten kann ein einsames Geschäft sein. Meine Mandoline ist mir immer ein Trost gewesen, Manda. Ich bin froh, daß du auch gelernt hast, darauf zu spielen. Ich möchte, daß du sie einmal bekommst."

Ein harter Stoß von ihrem großen Bruder brachte Amanda in die Gegenwart zurück. Bischof Madsen trat auf die große Kiste zu, die als Kanzel diente, und kündigte das Anfangslied und -gebet an. Amandas Gedanken schweiften wieder ab, als der Gottesdienst begann. Sie sah sich selbst, wie sie hinten im Planwagen hin und her geschüttelt wurde, während sie sehnsüchtig nach hinten auf den Weg blickte, der sich allmählich im Staub verlor. Sie hatte ihr Zuhause und die Freunde, die sie zurückließ, vermißt. Großvater war es anscheinend nicht so ergangen. Er hatte vorn gesessen und immer nach vorn geblickt.

„Singen wir doch ein Lied", hatte er immer gesagt. Amanda hatte immer als erste mitgesungen.

Kommt, Heilge, kommt! Nicht Müh und Plagen scheut; wandert froh euren Pfad: Ob rauh und schwer der Weg erscheinet heut: Jeder Tag bringt euch Gnad!

Der warme Wind von Nebraska hatte ihre Stimmen weitergetragen, und bald hatten alle Siedler in ihrer Kompanie mitgesungen.

Die schönsten Augenblicke waren abends gewesen, wenn sie um das Lagerfeuer saßen. Die Wagen waren im Kreis aufgestellt, und der Mond hatte bleich vom Himmel herabgeblickt und die müden, sonnenverbrannten Gesichter sanft beschienen.

Der Treck nach Utah war lang und schwer, dachte Amanda. *Großvater hat ihn aber doch geschafft. Warum mußte er dann jetzt sterben?*

Der Bischof hatte seine Ansprache beendet und wandte sich jetzt Amanda zu.

„Amanda, wir wissen alle, wie gern du zusammen mit deinem Urgroßvater gesungen hast. Kannst du vielleicht herkommen und uns eins seiner Lieblingslieder singen?"

Amanda erstarrte vor Schreck. *Ich kann doch nicht ohne Großvater singen,* dachte sie. Sie sah die Mandoline an, die da zwischen den Blumen lag. Sie hatte ihrem Großvater geholfen, wenn er die Schafe hütete. Vielleicht half sie ihr jetzt auch.

Sie stand langsam auf und ging auf den Sarg zu. Ihre Hände zitterten, als sie die Mandoline aus ihrem Blumenbett hob. Mehrere Leute nickten ihr aufmunternd zu. Amanda räusperte sich, legte die Finger auf die Saiten und begann: „Kommt, Heilge, kommt! . . ."

Es ging alles wunderbar, bis sie zur letzten Strophe kam. Ihr kamen die Tränen, und ihre Stimme begann zu zittern.

Bischof Madsen trat rasch auf Amanda zu und winkte der Gemeinde, mit einzustimmen. Gleich war die kleine Holzkirche von Musik erfüllt.

Und trifft uns Tod, bevor wir sind am Ziel: Tag des Heils, nicht geweint!
Dann sind wir frei der Erdensorgen viel, mit dem Herrn ganz vereint. . . .

Amanda setzte sich; die Mandoline hatte sie noch in der Hand. Ihre Mutter legte den Arm um sie und sagte: „Großvaters Mandoline kann genauso ein Teil von dir werden, wie sie ein Teil von ihm war. Gib gut auf sie acht."

Amanda lächelte. Die Mandoline war ihr bereits ein großer Trost.

□

Kommt, Heilge, kommt!
Nicht Müh und Plagen scheut;
wandert froh euren Pfad:
Ob rauh und schwer der Weg
erscheinet heut:
Jeder Tag bringt euch Gnad!





MORMON



und das Buch Mormon



Vor vielen Jahren lebte einmal ein Junge namens Mormon. Sein Vater hieß auch Mormon. Damals hatte man noch keine Nachnamen, deshalb wurde der Junge der Sohn Mormons genannt.

Damals war ein Mann namens Ammaron vom Herrn bestimmt worden, die geschichtlichen Aufzeichnungen seines Volks zu hüten. Die Aufzeichnungen waren sehr kostbar; sie waren von den Propheten, die jeweils die Geschichte ihres Volkes aufgeschrieben hatten, von einer Generation an die nächste weitergegeben worden. (Die Berichte wurden meist auf dünne Goldplatten graviert, weil man auf einem härteren Metall nur schwer etwas hätte eingravieren können. Außerdem rosteten die Goldplatten nicht und konnten unbegrenzt aufbewahrt werden.)

Als Mormon, der Sohn Mormons, zehn Jahre alt war, sagte Ammaron zu ihm: „Ich sehe, du bist ein ernsthaftes Kind und geschickt im Beobachten;

darum, wenn du eimal vierundzwanzig Jahre alt bist, möchte ich, daß du dich dessen erinnerst, was du in bezug auf dieses Volk beobachtet hast: und wenn du so alt bist, gehe in das Land Antum zu einem Hügel, der Schim genannt sein wird; und dort habe ich für den Herrn alle heiligen Gravierungen in bezug auf dieses Volk hinterlegt.

Und siehe, du sollst die Platten Nephis an dich nehmen, und das übrige sollst du an dem Ort lassen, wo es ist; und du sollst auf den Platten Nephis alles eingravieren, was du in bezug auf dieses Volk beobachtet hast." (Mormon 1:2–4.)

Dann schrieb der Sohn Mormons: „Und ich, Mormon, der ich ein Abkömmling Nephis bin, . . . gedachte dessen, was Ammaron mir geboten hatte.

Und es begab sich: Als ich elf Jahre alt war, wurde ich von meinem Vater in das Land südwärts gebracht, ja, in das Land Zarahemla.

Das ganze Land war mit Bauwerken übersät, und das Volk war beinah so zahlreich, als ob es Sand am Meer sei." (Mormon 1:5–7.)

Im selben Jahr (ungefähr 322 n. Chr.) brach im Land um Zarahemla herum zwischen den beiden großen Völkern, die dort lebten, den Nephiten und den Lamaniten, ein Krieg aus.

Als Mormon fünfzehn Jahre alt war, wurde er „vom Herrn besucht und kostete von der Güte Gottes" (Mormon



Elder Mark E. Petersen
vom Kollegium der Zwölf (1900–1984)



1:15). Mormon wollte den Menschen predigen, aber sie waren zu schlecht, um auf ihn zu hören.

Mormon wuchs heran und wurde ein großer, kräftiger junger Mann. Er wurde in das nephitische Heer einberufen, wo er bald zum Anführer vieler Soldaten wurde. Als er ungefähr vierundzwanzig Jahre alt war, ging er zum Hügel Schim und holte die Platten Nephis heraus, wie Ammaron es ihm gesagt hatte. Er begann darauf zu schreiben und berichtete von der Schlechtigkeit der Nephiten und von den Kriegen, die sie mit den Lamaniten führten.

Der Herr gebot Mormon, die tausendjährige Geschichte der Nephiten in einem Buch zusammenzufassen, was er auch tat; er gravierte seinen Bericht auf Platten ein, die er selbst aus Gold anfertigte. Er legte sie zu den Platten Nephis.

In den Kämpfen, die später stattfanden, kamen alle Nephiten um, auch Mormon; nur Mormons Sohn Moroni blieb am Leben.

Moroni brachte die Geschichte seines Volkes zum Abschluß. Er wußte, daß die Aufzeichnungen sicher aufbewahrt werden mußte, da sein Vater ihm geboten hatte, gut darauf achtzugeben. Als Moroni seine Aufzeichnungen auf den Goldplatten beendet hatte, machte er eine Kiste aus Stein und legte die Platten hinein. Die Steinkiste mit den heiligen Aufzeichnungen vergrub er am Hügel Cumorah, wie er damals genannt wurde, in der Erde. Dann starb auch Moroni.

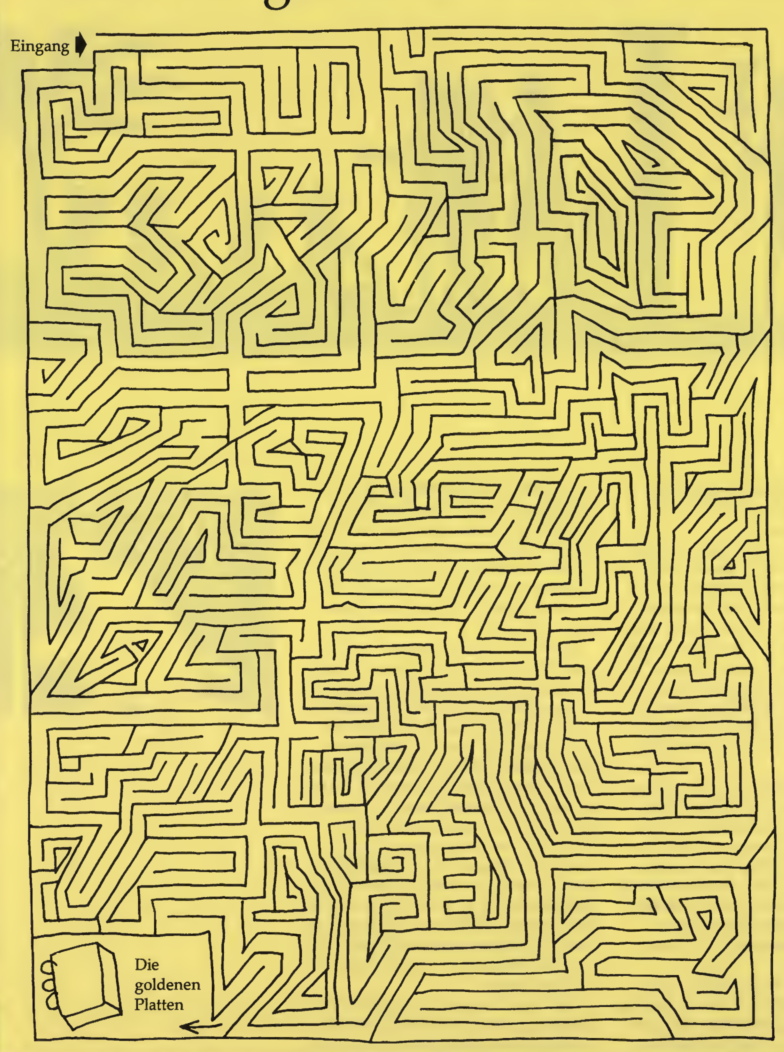
Rund 1400 Jahre vergingen, und die Aufzeichnungen lagen sicher im Hügel Cumorah. Dann kam die Zeit, da sie hervorgebracht werden sollten. Moroni wurde als Engel aus dem Himmel zur Erde zurückgeschickt; er sollte einen Jungen namens Joseph Smith besuchen, der mit seiner Familie auf einer Farm im westlichen US-Bundesstaat New York lebte, nicht weit vom Hügel Cumorah. Der Herr hatte Joseph Smith dazu erwählt, sein Prophet der Letzten Tage zu sein, und er gebot Moroni, ihm die heiligen Aufzeichnungen zu übergeben. Vier Jahre später übersetzte Joseph Smith die Aufzeichnungen durch die Macht Gottes und veröffentlichte sie, damit alle Welt sie lesen konnte.

Die Aufzeichnungen wurden das Buch Mormon genannt, weil Moronis Vater, Mormon, das meiste davon zusammengestellt hatte. □



Such die goldenen Platten

Jason Smallcanyon



Lieber Freund, ich heiße Jason Smallcanyon und wohne in Gallup in New Mexiko in den USA. Ich gehöre zur Gemeinde I in Gallup im Pfahl Gallup New Mexiko. Ich bin zehn Jahre alt. Meine Hobbys sind Spiele und Zeichnen. Ich habe den Irrgarten für das Miteinander in unserer PV gezeichnet. Es hat Spaß gemacht, als die anderen Kinder Joseph Smith geholfen haben, die goldenen Platten zu suchen. Ich bin Navajo-Indianer und habe einen siebenjährigen Bruder; er heißt Corey. Ich habe mir gedacht, daß Deine Leser meinen Irrgarten vielleicht auch gern ausprobieren möchten. Danke, Jason

Laufbahn. Die finanziellen Schwierigkeiten, die er hatte, während er sich einen Ruf zu erwerben bemühte, wurden noch durch die Schulden aus der Zeit in Paris verstärkt. Außerdem wollte er heiraten und brauchte Geld, um eine Familie versorgen zu können.

Bereitwillig übernahm er den ersten Auftrag – von einer Molkerei und für fünfundzwanzig Dollar. Die Arbeit hieß „Das Milchmädchen"; es war eine meterhohe Skulptur einer Frau aus Butter für die Utah-Messe. Drei Fässer Butter wurden in einen großen Kühlschrank mit einer Glastür gestellt. Mahonri Young öffnete die Tür so lange, bis die Butter weich genug war für die Verarbeitung; wenn sie zu weich wurde, schloß er die Tür, damit die Butter wieder hart werden konnte.

Er beendete die Arbeit, holte sein Honorar ab und sah sich die anderen Ausstellungen an. Kurze Zeit später kam ein junger Mann zu ihm gerannt und rief: „Das Mädchen schmilzt!" Mahonri Young lief zu der Skulptur zurück und stellte fest, daß jemand die Kühlschranktür offengelassen hatte; der Kopf der Frau war auf die Brust gesunken. Er formte den Kopf neu, hinterließ strenge Anweisung, daß die Tür fest zu verschließen sei, und ging sich wieder die anderen Ausstellungen ansehen [7].

Nach diesem ersten Auftrag erhielt Mahonri Young weitere, diesmal für ernsthaftere Bildhauerarbeiten. Er fertigte eine Porträtbüste von B. H. Roberts an, dann die Statuen von Joseph und Hyrum Smith (für die er die Totenmasken verwenden durfte und die ursprünglich zu beiden Seiten des Hauptportals des Salt-Lake-Tempels standen), außerdem ein Fries für die Deseret-Sporthalle. In dieser Zeit fing er auch an, die Pläne für das *Seemöwendenkmal* zu entwerfen; das war ein Auftrag, den er sich von der Kirche erhoffte.

Am 19. Februar 1907 heiratete er Cecilia Sharp. Er schilderte sie als „begabte Musikerin und Pianistin", die „eine Anmut, Schönheit und Spiritualität besaß, die für die kulturellen Kreise, mit denen sie Umgang hatte, eine Bereicherung war" [8]. 1908 wurde dem Ehepaar die Tochter Agnes geboren, 1911 der Sohn Mahonri (Bill).

Der junge Künstler hatte oft nur sporadisch Arbeit, und wenn er keinen Auftrag hatte, zeichnete und malte er. Sein Lieblingsplatz war vor dem Drugstore an der Ecke First South und Main Street, wo er die Menschen zeichnete, während sie ihren täglichen Verrichtungen nachgingen. Mehrere Menschen, die er dort zeichnete, dienten ihm später als Vorlage für Skulpturen, zum Beispiel für *Der Lahme und der Blinde* und *Beim Lesen der Schlagzeilen*. Das Zeichnen war eine Gewohnheit, die er sein Leben lang beibehielt, und als er sich Jahre später maßgeschneiderte Anzüge leisten konnte, bestand er auf extragroßen Taschen, in die ein Zeichenblock paßte.

Die Führer der Kirche hatten noch keine festen Pläne für das Seemöwendenkmal, und 1910 zog Mahonri Young mit seiner jungen Familie nach New York. Dieser Umzug war für ihn von Vorteil. Innerhalb von zwei Jahren hatte er für eine seiner Skulpturen von Arbeitern einen sehr angesehenen nationalen Preis erhalten, dazu zwei Aufträge, den einen vom Amerikanischen Museum für Naturgeschichte, den anderen von der Kirche für das Seemöwendenkmal.

1913 vollendete er das Denkmal und betrachtete es als eins der besten Projekte seiner Laufbahn. Er führte die Arbeit in New York aus, wo er die Gipsmodelle in der berühmten Zeughausausstellung von 1913 ausstellte.

Die Führer der Kirche wollten das Denkmal direkt südlich des Tempels auf dem Tempelplatz aufstellen. Mahonri Young wehrte sich dagegen und wandte ein, das Denkmal würde von dem Gebäude erdrückt werden. Er kam mit Präsident Joseph F. Smith und mehreren anderen Generalautoritäten zusammen, und sie gingen um den Tempelplatz herum und sahen sich mehrere mögliche Standorte an. Schließlich wählte Mahonri Young eine Stelle bei der Assembly Hall, beim Südtor, aus, wo die Seemöwen sich klar gegen den Himmel abheben mußten. Er trieb einen Pfahl in die Erde, um die Stelle zu kennzeichnen, wo das Denkmal errichtet werden sollte [9].

Nach der Fertigstellung des *Seemöwendenkmals* unternahm Mahonri Young mehrere Reisen in den Südwesten der USA, wo er die Hopi, die Navajos und die Apachen studierte und zeichnete, und zwar für seine Skulpturen für das Amerikanische Museum für Naturgeschichte. Diese Reisen inspirierten ihn auch zu vielen wunderschönen Gemälden und Drucken von den Indianern des Südwestens. Es war aber nicht nur eine Zeit des Triumphes, sondern auch der Trauer. 1917 starb seine geliebte Frau Cecilia an Krebs. Mahonri Young war ohne sie sehr einsam und stürzte sich ganz in seine Arbeit, um seinen Kummer zu vergessen.



Arbeiter – „wirkliche Menschen, die wirkliche Arbeit verrichten" – waren ein Lieblingsthema von Mahonri Young. Der Schaufler *ist jetzt Teil der Sammlung des Museums der Kirche für Geschichte und Kunst.*

1923 reiste er nach Paris, um ein den Toten gewidmetes Denkmal für das Kloster der großen amerikanischen Pfarrkirche zu schaffen. Zwei Jahre später fuhr er in Begleitung seiner Kinder wieder nach Paris, wo er zweieinhalb Jahre vom Ertrag seiner Kunstwerke lebte. In dieser Zeit schuf er die meisten seiner Skulpturen von Preisboxern, und am Ende des Jahrzehnts reiste er nach Hollywood, wo er für eins der großen Filmstudios eine lebensgroße Skulptur des berühmten Boxers Joe Ganz schuf. Nachdem die Statue in Bronze gegossen worden war, wurde sie am Eingang des alten Madison Square Garden in New York aufgestellt.

Einer der letzten Preisboxer von Mahonri Young war ein Werk mit dem Titel *Knockdown*. 1932 schickte er die Skulptur von Joe Ganz und *Knockdown* zu den olympischen Spielen nach Los Angeles, wo *Knockdown* eine Goldmedaille für Bildhauerei errang. Daraufhin erschien Mahonri Youngs Name auf der Sport-

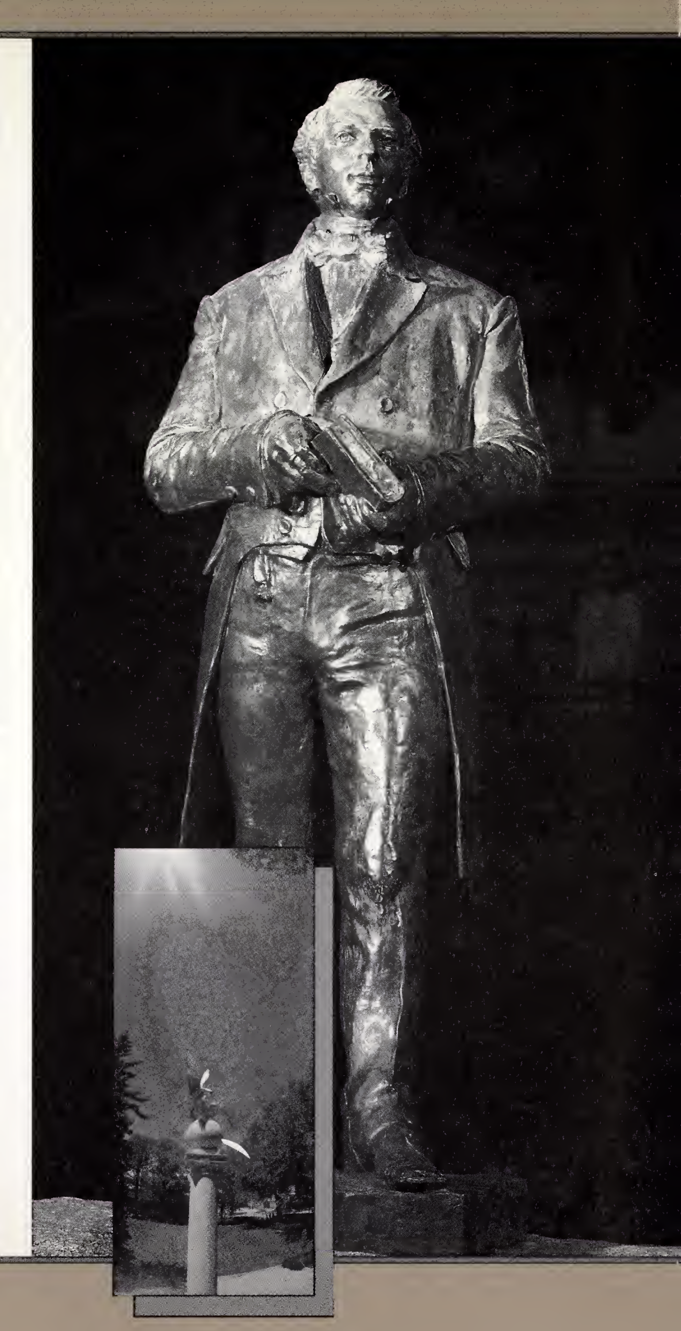
seite mehrerer großer Zeitungen der USA. Im Rückblick auf seine Jugendbegeisterung für den Sport räumte der Künstler ein, es behage ihm mehr, seinen Namen auf der Sportseite zu lesen als im Feuilleton [10].

In dieser Zeit lernte er Dorothy Weir, die Tochter des amerikanischen Impressionisten J. Alden Weir, kennen, die selbst Künstlerin war. Sie heirateten am 17. Februar 1931 und verbrachten ihre Hochzeitsreise in Europa, wo sie herumreisten und zeichneten. Es war eine glückliche Ehe. In einem Brief an seinen Freund Jack Sears vom 17. Februar 1937 schrieb Mahonri Young: „Heute ist unser sechster Hochzeitstag. Es kommt mir so vor, als sei erst ein Monat vergangen [11]."

In den dreißiger und vierziger Jahren arbeitete Mahonri Young an mehreren großen Aufträgen aus dem Westen der USA, darunter an dem Monument *Dies ist der Ort.* Als er hörte, er werde vielleicht ausgewählt werden, das Monument zum Gedenken an den Einzug der Pioniere ins Salzseetal zu schaffen, das er „den großen Job" nannte, schrieb er:

„Ich interessiere mich schon mein Leben lang für den Zug meines Volkes in den Westen. Mir ist er immer als eins der bedeutendsten ‚Epen' der Welt erschienen. Ich habe geträumt und gehofft, Utah werde eines Tages bereit sein und die Mittel haben, mich ein Monument schaffen zu lassen, das den Pionieren gewidmet und ihren großen Leistungen angemessen ist. Ich wäre bereit, Jahre meines Lebens darauf zu verwenden und es zu meinem größten Meisterwerk zu machen [12]."

Er begann das Projekt 1939, doch wegen des Zweiten Weltkriegs ging die Arbeit nur langsam vorwärts. Es war ein gewaltiges Unterfangen, wenn man bedenkt, daß der Künstler bereits zweiundsechzig Jahre alt war. Das Monument mißt achtzehn mal vierundzwan-



Für das Gesicht dieser Statue, die jetzt auf dem Tempelplatz in Salt Lake City steht, durfte Mahonri Young die Totenmaske von Joseph Smith verwenden.

Kleines Foto: Das Seemöwendenkmal betrachtete Mahonri Young als eins der besten Projekte seiner Laufbahn. Gemeinsam mit den Führern der Kirche überlegte er sorgfältig, an welcher Stelle des Tempelplatzes es am besten aufgestellt werden konnte.

zig Meter und stellt 144 Lebewesen (darunter 74 Menschen) dar. Die drei Hauptfiguren, Brigham Young, Heber C. Kimball und Wilford Woodruff, sind jede fünfeinhalb Meter hoch.

Mahonri Young forschte und plante jahrelang, ehe er mit dem Monument *Dies ist der Ort* begann. Er wollte sicher sein, daß jede Gestalt historisch korrekt war. Ein guter Freund und bewanderter Künstler meinte: „Sie können sicher sein, daß die Jackenknöpfe, die Gewehre in den Händen und die Wagenräder genau den historischen Tatsachen entsprechend dargestellt sind. Mahonri Young wurde zum Experten für jedes Thema, das er darstellte [13]."

Es war zwar eine produktive Zeit für Mahonri Young, aber auch eine traurige. Seine Frau Dorothy litt an Krebs, was ihn sehr belastete. Ihr Tod am 23. Juni 1947 schmälerte die Freude über die Fertigstellung des Werks, das ihm als der bedeutendste Auftrag seiner ganzen Laufbahn galt.

Das Monument wurde am 24. Juli 1947 geweiht, genau einhundert Jahre nach dem Einzug der Pioniere ins Salzseetal. Bei der Weihung wurde der Künstler gebeten, ein paar Worte zu sagen; er sollte sich aber kurz fassen. Mahonri Young erhob sich und sagte: „Nächste Woche, am 9. August, werde ich siebzig Jahre alt. Dies ist der bedeutendste Tag meines Lebens." Dann setzte er sich wieder [14].

Mahonri Young begann jetzt sein Alter zu spüren; er arbeitete zwar immer noch mehrere Stunden am Tag, war aber danach sehr müde. Es gab aber immer noch einen Auftrag, den er sich wünschte: die Statue seines Großvaters Brigham Young für die Nationale Statuenhalle im Kapitol in der Bundeshauptstadt Washington. Viele Leute, auch einige seiner besten Freunde, meinten, er werde den Auftrag wegen seines vorgerückten Alters nicht mehr erhalten. Da er sich aber so sehr wünschte, dieses Werk zu schaffen, überzeugte er das Auswahlkomitee und erhielt den Auftrag.

Die Entscheidung, wie Brigham Young dargestellt werden sollte, wurde Mahonri Young und den übrigen Familienangehörigen überlassen. Die drei noch lebenden Töchter von Brigham Young wollten ihren Vater so dargestellt sehen, wie sie ihn in Erinnerung hatten, liebevoll und häuslich, als Vater und Familienmann. Mahonri Young dagegen wollte seinen Großvater als bedeutenden Führer und Kolonisator porträtieren. Der Künstler löste das Problem, indem er in der Statue beide Stimmungen miteinander verband: der einen Seite des Gesichts verlieh er einen milden Ausdruck, der anderen gab er ein etwas strengeres Gepräge. Die beiden Stimmungen scheinen in der Mitte zu verschmelzen, wenn man direkt vor der Statue steht [15].

Mahonri Young beschloß, die Statue in Italien zu schaffen, wo Material und Werkzeug preiswerter zu haben waren. Es war schwer, einen Marmorblock zu finden, der groß genug war, da viele Marmorsteinbrüche und viel Steinbruchwerkzeug im Krieg durch Bomben zerstört worden waren. Endlich fand er einen Marmorblock in der richtigen Größe, nur um dann festzustellen, daß er genau in der Mitte einen Fehler hatte. Die Suche begann von neuem, bis er endlich einen passenden Marmorblock fand.

Das vollendete Werk war etwas über zwei Meter hoch und stand auf einem Podest von sechsundachtzig Zentimetern. Es war das letzte größere Werk in Mahonri Youngs Laufbahn und wurde am 1. Juni 1950, an Brigham Youngs Geburtstag, enthüllt. Mahonri Young war jetzt dreiundsiebzig Jahre alt. Nachdem er die Statue vollendet hatte, nahm er das Leben etwas leichter, ruhte und entspannte sich mehr. Er arbeitete immer noch, wenn er konnte, obwohl er ab 1951 nicht mehr sehr gesund war.

Er starb am 2. November 1957, mit achtzig Jahren, in Norwalk in Connecticut. Am nächsten Tag stand in der *New York Times* ein Artikel über den Tod des Künstlers, mit der Überschrift: „Mahonri Young, der Bildhauer, ist tot. Er war der Enkel des Mormonenführers und bekannt für seine Bronzen. Er hat auch hier gelehrt [16]."

Sein Leben lang und noch im Tod war Mahonri Young unauflöslich mit seiner Herkunft als Heiliger der Letzten Tage verbunden. Auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn stand in der Zeitschrift *Life* ein Artikel über den Bildhauer, der die Überschrift trug: „Mahonri Youngs Bildhauerarbeit bewahrt seine mormonische Vergangenheit [17]." In seinen autobiographischen Notizen berichtet er, daß um die Jahrhundertwende, als er sich darauf vorbereitete, Salt Lake City zu verlassen, um in New York zu studieren, eine ältere Frau, die den weiten Weg nach Utah gemacht hatte, um der Verfolgung in Nauvoo zu entrinnen, ihn warnte: er solle niemandem sagen, daß er aus Utah stamme, daß er mit Nachnamen Young heiße und daß er Mormone sei. Mahonri Young war aber entschlossen, seinen Geburtsort, seine Herkunft und seine Religion niemals zu verleugnen, und immer wenn man fragte, woher er komme, antwortete er stolz: „Aus Salt Lake City [18]."

Mahonri Young, Erbe der Hinterlassenschaft der Pioniere und Enkel des Kolonisators des Great Basin, hat seiner Herkunft, die er sein Leben lang geehrt hat, ein bildhauerisches Zeugnis gesetzt. □

Thomas Toone, Assistenzprofessor für Kunstgeschichte an der Universität Utah State, ist Vater von sieben Kindern. Er ist Assistent in der Hohepriestergruppe seiner Gemeinde in Providence, Utah.

Fußnoten

Es gibt zwei Hauptstudien zu Mahonri Young: Wayne K. Hinton, „A Biographical History of Mahonri M. Young, A Western American Artist", Dissertation an der Brigham-Young-Universität, 1974; und Thomas E. Toone, „Mahonri Young: His Life and Sculpture", Dissertation an der Universität Pennsylvania State, 1982.

[1] Jack Sears Collection, Mss. 1058, Sondersammlung, Harold-B.-Lee-Bibliothek, Brigham-Young-Universität, Provo, Utah (nachher als Mss. 1058 zitiert.)

[2] Mahonri Young Collection, Mss. 4, Sondersammlung, Harold-B.-Lee-Bibliothek, Brigham-Young-Universität, Provo, Utah (nachher als Mss. 4 zitiert.)

[3] Mahonri Young, „Notes at the Beginning", Mahonri M. Young: Retrospective Exhibition, Andover, Phillips Academy, 1940, Seite 47.

[4] Mss. 4.

[5] Mss. 1058.

[6] Mss. 1058.

[7] Mss. 4.

[8] Mss. 4.

[9] Mss. 4.

[10] Mss. 1058.

[11] Mss. 1058.

[12] Mss. 1058.

[13] Mss. 1058.

[14] Mss. 4.

[15] Mss. 4.

[16] *New York Times*, 3. November 1957.

[17] *Life*, „Mahonri Young's Sculpture Preserves His Mormon Past", 17. Februar 1941, Seite 76ff.

[18] Mss. 4.

Eine Ernte des Glaubens in Chikagos Süden

Linda Hoffman Kimball

Chikago ist eine Stadt der einzigartigen Bauwerke. Der Sears-Turm zum Beispiel ist mit seinen 110 Stockwerken das höchste Gebäude der Welt. Ein weiteres bemerkenswertes Bauwerk, das in jüngster Zeit errichtet wurde, befindet sich im unteren Teil eines Zweifamilienhauses im Süden der Stadt und wird jetzt als Versammlungsgebäude für die Gemeinde Hyde Park im Pfahl Chicago Heights Illinois genutzt. In einer Ecke steht eine solide mit Plastikfolie ausgeschlagene Holztruhe, in die ein Gartenschlauch führt: das Taufbecken.

Das Taufbecken veranschaulicht, wie die Gemeinde Hyde Park sich auf das rapide Wachstum der Kirche in ihrem meist von Schwarzen bewohnten Stadtgebiet einstellt. Bevor das Taufbecken errichtet worden war, waren die Taufen entweder im Gemeindehaus von Orland Park vollzogen worden, das fünfundvierzig Autominuten entfernt liegt, oder im schlammigen und oft äußerst kalten Wasser einer kleinen Lagune am nahegelegenen Michigan-See.



Von links nach rechts: Cathy Stokes, die FHV-Leiterin der Gemeinde Hyde Park. Dieses dreistöckige Gebäude

Als es aber immer häufiger Taufen gab, überlegte sich der frühere Gemeindemissionsleiter, Glenn Mayhew, daß das unvorhersehbare Wetter und die weiten Anfahrtswege für Neubekehrte und Mitglieder ohne Auto oft ein Problem darstellten und eine andere Lösung erforderlich machten. Mit der Hilfe von John Coleman (der als einer der letzten in Orland Park getauft wurde) baute Bruder Mayhew das provisorische Taufbecken. Schwester Wallis Mayhew, eine Bauingenieurin mit besonderer Erfahrung im Umgang mit Wasser, stand ihnen mit Rat und Tat zur Seite.

Der Gemeinde steht noch reichlich Missionsarbeit bevor. Nach der Volkszählung von 1980 wohnen in Chikagos Süden innerhalb der Gemeindegrenzen rund 476000 Menschen. Mit Ausnahme einer kleinen hispanischen Nachbarschaft und dem Gemeinwesen Hyde Park von rund zweieinhalb Quadratkilometern ist die Bevölkerung von Chikagos Süden zu 97 Prozent schwarz.

Das Gemeindehaus selbst befindet sich in Hyde Park nahe dem Campus der Universität Chikago, deren Studenten in der Gemeinde schon immer einen treuen, wenn auch ständig wechselnden Kern von Mitgliedern gebildet haben. Im letzten Jahrzehnt hat die Zusammensetzung der Mitglieder im Süden aber eine Beständigkeit erlangt, die eine allgemeine Entwicklung widerspiegelt. Viele Studenten entscheiden sich nach ihrem Examen, in Chikago zu bleiben und in Hyde Park zu wohnen, statt in die Vororte zu ziehen, und tragen so zu einer willkommenen Stabilität bei. Bei vielen beruht die Entscheidung, in Hyde Park zu bleiben, auf ihrer besonderen Begeisterung für die Aktivität in der Kirche und auf ihrer Beziehung zu der Gemeinde.

„Wenn die Leute an Chikagos Süden denken, fallen ihnen meist gewalttätige Banden und die Krimis im Fernsehen ein", sagt Bruder Mayhew. „So sieht es hier aber gar nicht aus. Im großen und ganzen setzt sich die Bevölkerung innerhalb unserer Gemeindegrenzen aus der städtischen Mittelschicht zusammen – Spezialisten und Facharbeiter. Ein Großteil unseres Gemeindegebiets umfaßt Einfamilienhäuser, bei deren Bewohnern allerdings erst seit jüngster Zeit Missionsarbeit verrichtet wird."

Zum größten Teil klingen die Erfahrungsberichte der neubekehrten schwarzen Mitglieder aus diesen Wohngebieten genauso wie die von Neubekehrten an anderen Orten. Jacquelyn Shoto, eine Krankenschwester, erzählt, wie sie die Kirche kennengelernt hat. Sie hatte etwas über das Leben



Die Skyline von Chikago mit dem 110 Stockwerke zählenden Sears-Turm.

beherbergt die Gemeinde Hyde Park. Lester Jefferson, Hausmeister und Ratgeber des Ältestenkollegiumspräsidenten, vor einer farbenprächtigen Wandmalerei in Chikagos Süden. Susan Rugh, die Frau des Bischofs.

Von links nach rechts: Weil die Zahl der Mitglieder rapide angestiegen ist, findet die Abendmahlsversammlung in zwei verschiedenen Räumen statt, einmal „live" und in einem anderen Raum über Fernsehen. Schwester Jacquelyn Shoto, die sich in der Kirche wie in einer großen Familie fühlt. Hattie und Victor Soil haben die Erfahrung gemacht, daß das Evangelium ihnen hilft, ihre Mitmenschen mehr zu schätzen.

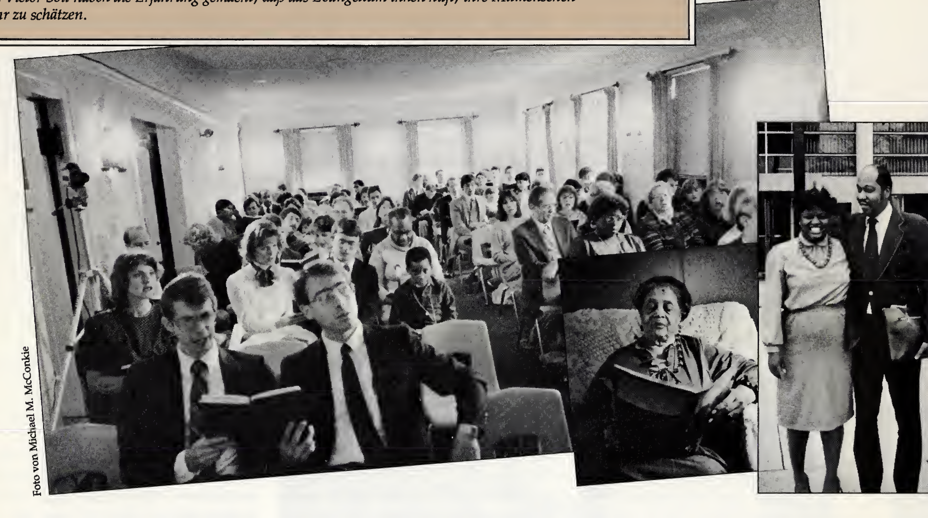


Foto von Michael M. McConkie

der Heiligen der Letzten Tage gelesen, wußte aber nicht, wie sie mit der Kirche Verbindung aufnehmen sollte. Eines Tages kamen drei missionierende Schwestern an ihre Tür. Sie wollte schon sagen, sie hätte keine Zeit. Da erklärten ihr die drei aber, sie kämen von der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Darüber freute sie sich so sehr, daß sie sie fast hereinzerrte.

„Ich wollte mehr darüber wissen, wie ich Gott dienen kann", sagt Schwester Shoto. „Die Kirche hat mich das jetzt gelehrt. Das Evangelium lehrt uns, füreinander dazusein, aneinander Anteil zu nehmen. Wir haben vor kurzem erfahren, daß mein Mann Krebs hat. Es ist für mich eine Zeit tiefen Nachdenkens und inneren Ringens. Ich habe einen gewissen inneren Frieden gefunden und mich gefragt: ‚Wäre ich auch so stark, wenn ich nicht bei der Kirche wäre?'

Ich erlebe, daß man sich in der Kirche wie in einer großen Familie fühlt. Ich bin dankbar für die Unterstützung meiner Brüder und Schwestern in der Gemeinde. Niemand ist zu beschäftigt, um mir zuzuhören, Anteil zu nehmen, mit mir zu beten. Ich habe das Gefühl, ich bin nach Hause gekommen. Ich habe mich bisher in keiner Kirche so wohl gefühlt. Ich weiß, dies ist die wahre Kirche Gottes."

Susan Walker ist in Selma in Alabama aufgewachsen und 1950 nach Chikago gezogen, um Klavier zu studieren. Sie hat geheiratet und ist in der Stadt geblieben. Trotz bescheidenen Einkommens und persönlicher Schicksalsschläge, darunter der Tod zweier kleiner Töchter, ist Schwester Walker immer für andere dagewesen. Zwanzig Jahre lang hat sie sich um einen Pflegejungen gekümmert, der geistig zurückgeblieben war, und ihm Lesen beigebracht, obwohl die Behörden hartnäckig behauptet hatten, er sei blind und unfähig zu lernen. Jetzt ist sie verwitwet und hilft ihrem Sohn mit seinen drei Kindern.

Schwester Walkers erster Kontakt mit der Kirche fand vor langer Zeit statt, als sie in der Bibliothek ihres Vaters ein Buch über die Heiligen der Letzten Tage entdeckte. Die Bilder von den Pionieren faszinierten sie. Eines Tages kamen zwei Missionare an ihre Tür. „Als ich hörte, sie seien Mormonen, habe ich sie gleich hereingelassen", erzählt Schwester Walker. „Es hat mir gefallen, wie diese jungen Männer gebetet haben. Ich hatte Jungen noch nie so beten hören. Und die Vorstellung, daß es auch heute einen Propheten gibt, hat mich sehr angesprochen. Seit ich mich der Kirche angeschlossen habe, fühle ich mich wie ein neuer Mensch."

Lester Jefferson, Hausmeister der Gemeinde und Zweiter Ratgeber in der Ältestenkollegiumspräsidentschaft, hat die Missionare 1982 an seiner Tür willkommen geheißen. „Ich war von den Missionaren beeindruckt. Vom ersten Augenblick an kamen sie mir mit aufrichtiger Liebe entgegen. Sie bewiesen auch große Liebe zum himmlischen Vater." Er ließ sich im Dezember 1982 tau-

fen. Die Lektionen über den Erlösungsplan und die Taufe für die Toten sprachen ihn besonders an, und er ist seitdem im Tempel gewesen und hat sein Endowment empfangen und die Arbeit für einige seiner Angehörigen verrichtet.

„Ich bin dankbar für die Zuversicht, die das Evangelium mir schenkt", sagt Bruder Jefferson. „Dankbar bin ich auch für die Bedingungen für die Mitgliedschaft; sie sind so vernünftig: nicht trinken, nicht rauchen und Zehnten zahlen."

Auch Cathy Stokes, Mitarbeiterin am Gesundheitsamt und FHV-Leiterin, ist ein schwarzes Mitglied. Auch sie sieht die Forderungen der Kirche als vernünftig an und sagt: „Die Kirche ist unter anderem wohl deshalb so attraktiv für die Schwarzen, weil sie tut, was sie sagt. Wenn wir die Kirche in Aktion sehen, sagen wir: ‚Das ist etwas, was wirklich so funktioniert, wie es behauptet wird.' Ich glaube, die Aufrichtigkeit der Kirche ist überzeugend. Es wird erwartet, daß wir unseren Zehnten zahlen, uns an das Gesetz der Keuschheit und der ehelichen Treue halten und an das Wort der Weisheit. Es gibt keine Vorspiegelungen.

Es ist ganz passend", fährt sie fort, „daß diese Kirche, die in der amerikanischen Geschichte verwurzelt ist, alle willkommen heißt. In der Kirche ist es wichtig, daß alle Mitglieder lernen, miteinander zu leben und zu arbeiten und Gott zu verehren."

Das Gemeindegebiet besteht zwar zum größten Teil aus ruhigen Wohngebieten, es gibt aber auch ein paar Gebiete mit hoher Kriminalität. In der Hinsicht unterscheidet sich die Stadt nicht von anderen großen Städten der Welt. „Verbrechen, Banden, Alkohol- und Drogenmißbrauch, Arbeitslosigkeit, Analphabetentum, uneheliche Kinder, Diskriminierung – wir werden in der Gemeinde mit jedem Problem der städtischen Gesellschaft konfrontiert, sei es direkt oder indirekt", sagt Bruder Mayhew.

Hattie und Victor Soil haben jeden Tag beruflich mit solchen Problemen zu tun. Bruder Soil, Erster Ratgeber in der Bischofschaft der Gemeinde Hyde Park, ist Beamter einer Schulbehörde, der an den innerstädtischen Schulen Fälle von Schulschwänzen untersucht. Schwester Soil berät Collegestudenten aus schwierigen Verhältnissen. „Die Kirche hilft mir, Menschen verschiedener Herkunft, Rasse und Kultur zu schätzen", sagt Schwester Soil. „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß wir vieles miteinander gemein haben und daß wir voneinander lernen können. Das Evangelium lehrt mich Anteilnahme. Es hat meinem Leben einen Sinn gegeben."

Bischof Thomas Rugh, Doktorand der Kunstgeschichte an der Universität Chikago und Buchhalter bei einer Versicherung, sagt: „Wir haben treue Mitglieder, die engagiert und gemeinschaftsorientiert sind und sich sehr anstrengen. Manche sind durch Armut und Arbeitslosigkeit behindert. Wir können den Menschen in solchen Schwierigkeiten durch Arbeitsvermittlungsspezialisten, FHV-Arbeitsstunden und Gemeinde-Dienstprojekte helfen; all dies müssen wir aber den Verhältnissen in unserer Stadt anpassen. Das ist noch nicht ganz geschehen; zur Zeit gibt es in der Gemeinde Probleme mit Arbeitslosigkeit, und das frustriert mich. Wir haben eine große Zukunft vor uns. Wir möchten unseren Mitbürgern helfen und das wiederhergestellte Evangelium verbreiten."

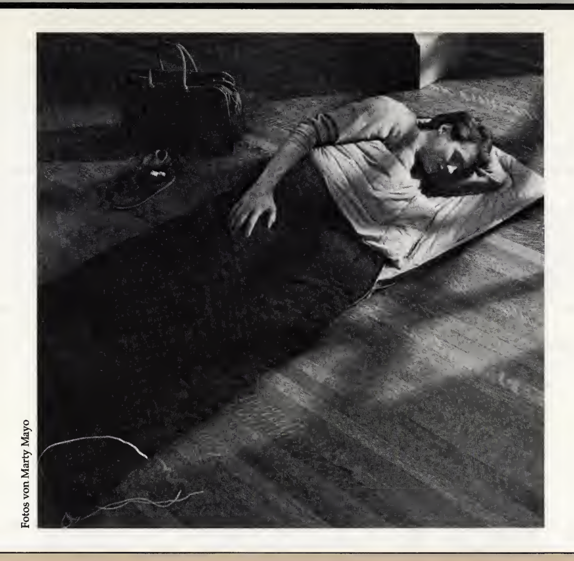
Die Mitglieder sind sehr kreativ, wenn es darum geht, Gemeinschaft zu bieten und die verschiedenen Kulturen zu integrieren, um die Einheit im Glauben zu fördern. Gesellige Veranstaltungen mit Essen nach Rezepten aus dem Süden der USA werden von einer großen Zahl Menschen besucht. Die Jugendlichen haben eine Pfahl-Roadshow geschrieben und aufgeführt, die von der Bekehrung einer schwarzen Familie handelte: „In Chikagos Süden bricht ein neuer Tag an." Im Eröffnungsteil der PV gibt es oft Aktivitäten und Lieder, die von Gottes Liebe zu allen seinen Kindern handeln.

In der Geschichte der Schwarzen gibt es viele aufbauende Geschichten, die die gemeinsame Verpflichtung zum Evangelium fördern. In einer Ansprache in der Abendmahlsversammlung hat die elfjährige Lenora Soil über Harriet Tubman gesprochen, die eine führende Gestalt in der Bewegung war, die entlaufenen Sklaven in der Zeit vor dem Bürgerkrieg half, als es um die Abschaffung der Sklaverei in den USA ging. Lenora hat geschildert, wie beispielhaft mutig Harriet Tubmann gewesen ist. Bei einer Fireside haben Hattie und Victor Soil über ihre persönlichen Ansichten zur Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten gesprochen und ihre Erfahrungen damit in Bezug zu ihrer Bekehrung zur Kirche gesetzt.

Schwester Mayhew kommentiert: „Wir kommen als zwei verschiedene Welten zusammen und lernen voneinander. Es ist aufregend und peinlich, es ist schwer und lohnenswert – und das alles zugleich!"

Aufregend, peinlich, schwer, lohnenswert – und die Kirche ist überfüllt! Um die wachsende Zahl von neuen und angestammten Mitgliedern und die saisonal ansteigende Zahl von Studenten bewältigen zu können, findet die Abendmahlsversammlung in zwei verschiedenen Räumen statt, einmal „live" und in dem anderen Raum über Fernsehen. Über Lautsprecher wird die Abendmahlsversammlung noch in drei weitere Räume übertragen, die auch für unruhige Kinder da sind. Die Sonntagsschulklassen finden überall statt, wo nur Platz ist, von der Küche bis zu den Abstellräumen.

„In Chikago, wo mehrere Millionen Menschen noch nie vom wiederhergestellten Evangelium gehört haben, sind die Menschen im Süden, die die Botschaft aktiv annehmen, im wahren Sinne des Wortes Pioniere", sagt der frühere Pfahlpräsident Glenn A. Pond. „Unsere schwarzen Brüder und Schwestern machen in mancher Hinsicht von neuem die Prüfungen durch, die die Pioniere der Frühzeit durchgemacht haben. Sie müssen oft große Anpassungsschwierigkeiten bewältigen, wenn sie sich der Kirche anschließen. Sie brauchen große seelische Kraft, um fest zu ihrem Glauben stehen zu können. Sie legen außergewöhnliche Eigenschaften an den Tag, Führungsfähigkeit und große Liebe zu ihren Mitmenschen. Wir leben hier in einer großartigen Zeit." □



Fotos von Marty Mayo

EIN KLEINES LICHT IN DER FINSTERNIS

Jack Weyland

In der ersten Nacht im neuen Haus schlief die Familie in Schlafsäcken auf dem Fußboden, weil der Möbelwagen noch nicht gekommen war. Am nächsten Morgen, als Kevin zwischen Schlaf und Aufwachen kurz die Augen aufmachte, wußte er zuerst nicht mehr, wo er war. Vom Fußboden des leeren Schlafzimmers aus schienen die Wände hoch über ihm in merkwürdig verzerrten Winkeln zusammenzutreffen. Ein einzelner Sonnenstrahl zeichnete helle und dunkle Muster auf den Fußboden und die Wand. Kleine Staubteilchen tanzten im Licht – wie zur Melodie eines leisen Liedes.

Dann fiel ihm wie ein Traum, an den er sich nur vage erinnern konnte, allmählich ein, wie sie ihr Zuhause verlassen hatten – die letzten unbeholfenen Worte, die er mit seinen Freunden im Priesterkollegium gewechselt hatte, wobei alle daran dachten, wie sie über die Jahre hinweg bei Zelten, Sport und Priestertumsaktivitäten gute Freunde geworden waren. Zu verlegen, um über ihre Gefühle zu sprechen, hatten sie schließlich zu

kleinen Witzen Zuflucht gesucht und sich ein letztesmal ungeschickt und eilig die Hand gegeben. Dann die Autofahrt. Der Vater hatte Kevin zwischendurch auf der vierspurigen Autobahn durch das hügelige Land in Richtung Osten nach Illinois auch mal ans Steuer gelassen. Kevin zog sich den Schlafsack bis zum Gesicht hoch. Er roch den angenehmen Geruch der Lagerfeuer in den Bergen achtzig Kilometer von ihrem früheren Haus entfernt. Er fragte sich, ob sein alter Freund Jed wohl am letzten Abend zelten gegangen war.

Kevin erinnerte sich noch daran, wie er Jed zum erstenmal gesehen hatte. Sie waren damals beide neun Jahre alt gewesen. Ein Junge, der neu in der Nachbarschaft wohnte, war herübergekommen und hatte zugesehen, wie Kevin am Ast eines Baumes im Vorgarten Klimmzüge machte.

„Wie viele schaffst du?" hatte Jed gefragt.

„Zwanzig", hatte Kevin geantwortet.

„Das sind nicht sehr viele. Ich schaffe dreißig."

Bis zum Abend hatten sie beide vierzig Klimmzüge geschafft.

Im Laufe der Jahre hatten sie sich gegenseitig durch alle möglichen Herausforderungen geboxt. Sie hatten beide gleichzeitig ihr Adlerscoutabzeichen erhalten. Danach hatten sie sich weiter neue Fertigkeiten angeeignet – Skilaufen, Gitarre spielen, Geländelauf, Baseball, Angeln und, kurz bevor Kevin weggezogen war, Klettern.

An vielen Freitagnachmittagen im Sommer waren Jed und Kevin in die Berge gefahren und hatten gezeltet – waren gewandert, hatten geangelt oder waren die blanken Granitfelsen bei ihrem Lagerplatz hochgeklettert. Samstagabend hatten sie wieder alles zusammengepackt und waren nach Hause gefahren, um am Sonntag ihren Priestertumsaufgaben nachzukommen.

Ohne Jed wäre ich niemals Adlerscout geworden, dachte Kevin. Ich hätte überhaupt nicht viel geschafft. Er rollte sich aus seinem Schlafsack heraus und kroch zu seinem Koffer. Er machte ihn auf und holte seinen Trainingsanzug, Socken und Turnschuhe heraus und zog sich an. Er ging leise durch das Haus, um seine Eltern und seine beiden jüngeren Brüder nicht zu wecken.

Er setzte sich auf die Vordertreppe und besah sich die Nachbarschaft zum erstenmal bei Tageslicht. Nach ein paar Minuten stellte er fest, was ihn an den neuen Häusern hier störte. Zu den vielen hundert Häusern, die an der kurvenreichen Vorortstraße standen, gab es im wesentlichen nur vier verschiedene Grundrißformen. Jedes fünfte Haus war genauso gebaut wie das Haus, in dem er jetzt mit seiner Familie wohnte.

Er trabte drei Straßenzüge auf dem Bürgersteig hinunter und kam an eine größere Straße, an die er sich hielt; er lief an kleinen Läden und Tankstellen vorbei, die gerade aufmachten. Die hohe Luftfeuchtigkeit legte sich ihm wie eine Decke über Arme und Gesicht, und er schwitzte.

Der große High-School-Komplex lag eine Straße weiter vor ihm, und er lief darauf zu. Sein Vater hatte ihn darauf hingewiesen, als sie am Abend vorher daran vorbeigefahren waren.

„Hier wirst du zur Schule gehen." Während er jetzt um das Gebäude herumging, konnte er sich noch daran erinnern, wie die Stimme seines Vaters geklungen hatte. Sein Vater verstand anscheinend gar nicht, wie schwer dieser Umzug für ihn war. „Ich weiß, daß du alles zurücklassen mußt", hatte er gesagt. „Aber du wirst in Illinois schon neue Freunde finden."

Schließlich lief Kevin zu der ovalen Laufbahn, die um das Footballfeld herumführte.

Er war etwas über zwei Kilometer gelaufen, als sie erschien. Er hörte, daß jemand näher kam, und dann überholte sie ihn, ein Blitz aus rotem Jogginganzug und wippendem Pferdeschwanz, der sich immer weiter entfernte. Er sah auf seine Uhr und vergewisserte sich, daß er seine Zeit für sechs Kilometer einhielt.

Eine halbe Bahn weiter hielt sie an und ging weiter. Er überholte sie.

Ein bißchen später lief sie wieder an ihm vorbei und ging dann wieder.

Er beschloß, schneller zu laufen. Als er sie wieder einholte, lief er viel schneller. Er überholte sie, als sie ging, und lächelte vor sich hin, überzeugt, daß ein Mädchen nicht ausdauernd genug sein konnte, ihn einzuholen.

Eine Viertelbahn weiter holte sie ihn wieder ein. Er strengte sich an, weil er sich nicht von einem Mädchen überholen lassen wollte. Eine Viertelbahn liefen sie nebeneinander her. Dann überholte sie ihn langsam und sprintete die letzte halbe Bahn, ehe sie anhielt und weiterging. Als er sie eingeholt hatte, hielt er auch an und ging weiter.

„Du läufst gut – für ein Mädchen", sagte er.

Es war offensichtlich, daß sie das nicht als Kompliment betrachtete.

„Ach ja?" sagte sie und strich sich das Haar aus dem Gesicht. „Du läufst nicht schlecht – für einen Jungen. Langsam aber sicher, ja?"

Nach der Beleidigung lief sie wieder los, lief eine halbe Bahn sehr schnell und lief dann von der Schule weg.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Vor der Sonntagsschule kam der Sonntagsschulleiter zu Kevins Familie, um sie zu ihren Klassen zu führen. Als erstes zeigte er Kevins jüngeren Brüdern ihr Klassenzimmer. Dann rief er über den Flur hinweg: „Jenny, komm doch mal bitte!"

Kevin drehte sich um und sah das Mädchen von der Laufbahn. Sie wurden einander vorgestellt, und sie wurde gebeten, ihm ihre Klasse zu zeigen. „Damit seid ihr jetzt fast doppelt so viele", sagte der Sonntagsschulleiter noch, als sie gingen.

„Ich habe das Gefühl, ich laufe immer hinter dir her", witzelte Kevin, als sie voranging.

Sie drehte sich um und lächelte. „Es tut mir leid, daß ich gestern so unfreundlich war. Ich trainiere viel, und über mein Laufen kann ich wohl keine Witze machen."

Die Klasse bestand an dem Tag aus Jenny, Kevin und einem Jungen, der aus einer anderen Gemeinde zu Besuch da war. Kevin schien es, Schwester Mattson – die Lehrerin – müsse wenigstens sechzig Jahre alt sein. Sie war erst ein halbes Jahr Mitglied und schwerhörig. Den größten Teil der Lektion las sie aus dem Leitfaden vor. Kevin verglich sie trübsinnig mit dem Lehrer in seiner alten Gemeinde, der immer so gut vorbereitet war, daß er den Leitfaden gar nicht zum Unterricht mitbrachte. Was kann sie mir schon beibringen? dachte er und beugte sich in seinem Stuhl vornüber, damit er auf den Fußboden starren und an seine Freunde zu Hause denken konnte.

Am Montag morgen meldete Kevin sich im Sekretariat der Schule und trug sich ein. Es war gerade Pause, als er aus dem Sekretariat kam. Der endlose Flur nahm die wogenden, stampfenden Massen wie ein lebender Organismus auf und spie sie dann allmählich in die einzelnen Klassenzimmer aus.

Da das Schuljahr gerade erst begonnen hatte, achteten die Lehrer nicht besonders auf ihn. In den ersten beiden Stunden sprach ihn niemand an. Als es klingelte, gingen die anderen Schüler in Gruppen hinaus und beachteten ihn gar nicht.

Um elf Uhr hatte er Sozialkunde. Er brauchte lange, bis er das Zimmer fand, deshalb war es fast voll, als er kam. Er suchte sich einen leeren Platz und setzte sich.

Links neben ihm blätterte ein Junge in einer „Herrenzeitschrift". Dabei grinste er und machte zu seinem Freund vor ihm etliche unfeine Bemerkungen.

Kevin blickte weg, um das Bild, das da neben ihm ausgebreitet war, nicht ansehen zu müssen. Er spürte, wie sich ihm der Magen umdrehte; er biß die Zähne zusammen und wünschte sich sarkastisch, sein Vater wäre da und könnte sehen, was für neue Freunde er hier in der Schule fand.

„He, bist du neu hier?"

Kevin drehte sich um und sah, daß der Junge ihm die zusammengerollte Zeitschrift entgegenhielt. Er nickte und antwortete: „Ja, wir sind gerade hergezogen."

„Großartig. Die andern nennen mich Fitzie", sagte er und grinste breit zu Kevin hinüber. „Hast du eigentlich diese Ausgabe schon gelesen? Sieh sie dir doch mal an." Er ließ die Zeitschrift auf Kevins Pult fallen.

Kevin überlegte fieberhaft; seine inneren Stimmen wägten erregt ab, ob er die Zeitschrift aufschlagen sollte oder nicht, weil er ja den einzigen, der überhaupt versucht hatte, freundlich zu sein, nicht beleidigen wollte.

„Los, mach schon", sagte der Junge ungeduldig. „Der Lehrer kommt gleich. Du willst sie dir doch ansehen, oder?"

Kevin dachte nach und gab ihm die Zeitschrift lächelnd zurück. „Später. Jetzt ist ja doch keine Zeit."

Zuerst meinte er, es sei ein Sieg gewesen. Schließlich habe ich die Zeitschrift nicht angesehen, sagte er sich. Doch ein bohrendes Unbehagen quälte ihn.

Zu Beginn des Unterrichts brüllte Herr Martin erst einmal, alle sollten leise sein. Herr Martin hatte die Stimme und das Gesicht eines Filmgangsters, aber entweder deswegen oder trotzdem hatte er seine Schüler im Griff, und sie hörten ihm zu.



Die unbekannte Läuferin holte ihn wieder ein. Er lief schneller, weil er sie nicht vorbeilassen wollte. Sie lief ihm aber langsam davon und sprintete die letzte halbe Bahn.

„Heute", sagte er und lehnte sich gegen sein Pult, „wollen wir darüber sprechen, auf was für einer ethischen Grundlage ihr eure Entscheidungen trefft, also warum ihr das tut, was ihr tut. Fitzie, du hast doch meistens etwas Interessantes zu sagen. Warum tust du manches, läßt anderes aber sein?"

Fitzie streckte die Füße noch weiter in den Gang hinein und versuchte, entspannter auszusehen, als er war. „Ich weiß nicht. Ich bin kein Philosoph. Ich tue einfach etwas."

„Aber wie entscheidest du dich?"

„Tja", sagte er mit einem lausbübischen Grinsen, „wenn es nach Spaß aussieht, tue ich es einfach." Das brachte ihm zustimmendes Gemurmel seitens der Klasse ein.

„Kim, auf was für einer Grundlage triffst du deine Entscheidungen?" fragte Herr Martin.

Kim saß drei Plätze von Kevin entfernt. Sie faszinierte ihn. Ihre hohen Wangenknochen ließen sie aussehen, als habe ein Bildhauer ihr Gesicht gemeißelt. Sie ertappte ihn dabei, wie er sie anstarrte, und warf ihm ein rasches Lächeln zu.

„Ich glaube, es ist wichtig, daß man aufrichtig ist", antwortete sie. „Wir leben doch in einem Zeitalter der Freiheit. Alle alten Schranken sind fort. Wir sind frei, zu tun, was wir wollen, solange wir niemanden verletzen. Also brauchen wir nur ehrlich zu sein im Umgang mit unseren Gefühlen."

Bald drehte sich die Diskussion um den Umgang zwischen Jungen und Mädchen. Kim zeigte auf und wurde von Herrn Martin aufgerufen.

„Wenn ein Mädchen mit einem Jungen ausgeht", sagte sie und klopfte nervös mit dem Bleistift auf ihr Pult, „und wenn sie ihn wirklich gern hat und wenn er zu der Zeit aufrichtig an ihr interessiert ist, dann glaube ich, ist es in Ordnung, wenn sie von ihrer Freiheit Gebrauch machen. Ich meine, was nützt einem die Freiheit, wenn man keinen Gebrauch davon macht?"

Herr Martin ging angespannt quer durch das Klassenzimmer auf Kim zu. „Du sagst, wenn er zu der Zeit aufrichtig ist. Was passiert denn, wenn sie ihn nicht mehr interessiert?"

Kevin saß nah genug, um zu sehen, daß sie kurz die Augen schloß, als habe Herr Martin eine Schwachstelle gefunden. Sie rang aber nur einen Augenblick um Fassung, und kaum jemand in der Klasse bemerkte ihre Unsicherheit. „Die Menschen ändern sich natürlich . . . und gehen wieder auseinander. Wenn sie sich bemühen, im Umgang mit ihren Gefühlen ehrlich zu sein", ihre Stimme

wurde schwächer, „solange sie zusammen sind ... vielleicht kann man gar nicht mehr erwarten."

Die Diskussion ging weiter, und Kevin wurde plötzlich bewußt, daß er darauf wartete, daß jemand aufstand und Argumente gegen die Ansicht vorbrachte, man könne einfach tun, was einem Spaß mache – jemand, der sagte, Freiheit erfordere auch Verantwortungsbewußtsein. In seiner alten Schule waren zwar auch immer die gleichen Gründe für die Freiheit zu „lieben" vorgebracht worden, aber immer war einer seiner Freunde aufgestanden und hatte die Grundsätze des Evangeliums verteidigt.

Am Ende des Unterrichts wurde ihm klar, daß es den Jemand, auf den er wartete, nicht mehr gab. Noch schmerzlicher wurde ihm klar, daß er nicht dieser Jemand gewesen war.

Nach dem Unterricht stellte Kevin sich bei Herrn Martin vor, der ihm sagte, was bisher durchgenommen worden war.

Als er gehen wollte, sah er, daß Kim auf ihn wartete.

„Du bist neu hier, ja? Soll ich dir zeigen, wie du lebend durch die Cafeteria kommst?"

Sie stellten sich an und aßen am Ende eines Tisches in der Ecke für sich allein. Zwischendurch kamen noch andere Jungen vorbei und unterhielten sich mit Kim. Als sie die Cafeteria verließen, erklärte sie ihm: „Ich habe zur Zeit keinen festen Freund ... nur für den Fall, daß es dich interessiert."

Sie gingen nach draußen zum Parkplatz hinter der Schule. Er war voller Schüler, die im Auto saßen oder herumstanden und sich unterhielten.

„Hier auf dem Parkplatz kannst du alles bekommen, was du willst", sagte sie zu ihm.

Er sah sie verdutzt an.

„Na ja, Bier, Marihuana, alles, was du brauchst."

„Ach so", sagte er und sah sich die Autos mit den Schülern genauer an.

„Ich bin eigentlich fast wieder davon los. Jetzt brauche ich es nur noch zu besonderen Anlässen. Und du?"

„Ich habe sowas noch nie ausprobiert."

„Noch nie? Warum denn nicht?"

„Weiß ich nicht", sagte er schwach und spürte wieder, wie sein Magen sich verkrampfte.

„Dann solltest du das aber", sagte sie und berührte seinen Arm, „nur um auszuprobieren, wie es ist. Es macht Spaß. Irgendwann, wenn meine Eltern mal verreist sind, sage ich dir Bescheid. Vielleicht kommen noch ein paar Leute, dann machen wir eine Fete."

Als er nach der Schule nach Hause kam, sah er an den leeren Kartons am Nebeneingang, daß der Möbelwagen angekommen war. Er ging hinein und an mehreren Kartons im Flur vorbei, begrüßte seine Mutter und sagte, er wolle sich erst ein paar Minuten ausruhen, ehe er mit dem Auspacken half.

In seinem Zimmer schob er ein paar Kartons beiseite und ließ sich auf seinen Schlafsack fallen; er zog ihn sich bis ans Gesicht, um wieder den Geruch des letzten Ausflugs in die Berge mit Jed zu spüren. Tagsüber hatten sie geangelt. An den schattigen Hängen hatte immer noch stellenweise Schnee gehangen, und wenn sie einen Fisch gefangen hatten, hatten sie ihn hinter sich auf den Schnee geworfen, damit er frisch blieb. Ihm fiel ein, daß er sich mit Jed über die Mädchen unterhalten hatte, mit denen sie ausgingen. Diese Mädchen waren aber anders, dachte er jetzt. Es war einfach selbstverständlich, daß sie nach den Grundsätzen des Evangeliums lebten.

Ein paar Minuten später zwang er sich aufzustehen und ging seiner Mutter helfen.

Um sechs Uhr versammelte sich die Familie um den Küchentisch herum und stolperte dabei immer noch über Kartons. Sie aßen zum Abendessen nur Butterbrote und tranken dazu Milch.

„Wie war es heute in der Schule?" fragte seine Mutter. Seine beiden jüngeren Brüder stritten sich darum, wer als erster erzählen durfte.

„Wie ist es dir denn heute ergangen, Kevin?" fragte sein Vater.

„Na ja", antwortete Kevin und wußte nicht so recht, wie er es erklären sollte.

Da kündigte seine Mutter an: „Heute abend müßt ihr alle noch beim Auspacken helfen. Machen wir weiter, damit wir fertig werden."

Kevin wurde beauftragt, die Bücherkisten für das neue Bücherregal auszupacken. Weil ihm die Arbeit so langweilig war, schaltete er sein kleines Radio ein. Während er weiterarbeitete, stellte er fest, daß er nicht bloß auf die Musik achtete, sondern auch auf den Text der Lieder. Ein Lied faszinierte ihn. Es wurde von einer Frau gesungen. Mittendrin wurde ihm auf einmal bewußt, daß er sich vorstellte, Kim sänge ihm das Lied vor. Die Musik war leise, die Melodie ansprechend, die Gitarre im Hintergrund klang meisterhaft; die Worte paßten allerdings nicht, zumindest paßten sie nicht zu dem, was er in der Kirche gelernt hatte.

Er spürte, wie der Kampf in ihm immer stärker tobte. Schließlich sprang er auf und schaltete das Radio aus.

In der zweiten Woche in der neuen Schule beschloß Kevin, es mit der Geländelaufmannschaft zu versuchen, teils weil er auch in der Mannschaft seiner alten Schule gelaufen war, teils weil Fitzie für die Ausrüstung zuständig war und ihn überredet hatte.

Nach dem ersten Training sagte der Trainer ihm, er könne gern in die Mannschaft kommen. Er duschte und zog sich wieder an. Fitzie stand da mit einer Tasche voller Trainingsanzüge in der Hand, die gewaschen werden mußten, und unterhielt sich mit den anderen aus der Mannschaft.

„Ich muß euch eine Geschichte erzählen, die ich neulich gehört habe", begann Fitzie. Kevin griff nach seiner Bürste und zog sich zu einem Spiegel zurück, um den Witz nicht mit anhören zu müssen. Bei der Pointe lachten die anderen beifällig.

Kevin war fertig und ging an seinen Schrank zurück. Die anderen waren schon gegangen, und Fitzie war noch mit seiner Arbeit beschäftigt.

„He, hast du den Witz gehört, den ich gerade erzählt habe? Der schockt dich. Da war dieser Typ ..."

Kevin hörte sich die Geschichte schweigend an, während in ihm wieder der Kampf losging. Er hoffte, daß der Witz bald vorbei war und daß er nicht zu schmutzig war und daß er ihn vergessen würde.

Fitzie war fertig. „Na, wie war das? Nicht schlecht, was? Kim hat ihn mir neulich erzählt. Na ja, ich muß jetzt gehen."

Kevin setzte sich auf die Bank vor seinem Schrank und starrte lange wie benommen auf den Fußboden. Er hatte das Gefühl, er verlor den Kampf mit seinen Gedanken.

Plötzlich stand er auf und zog seinen Laufanzug und die Schuhe wieder an.

Der Trainer kam gerade aus seinem Büro und wollte nach Hause gehen, als Kevin zur Laufbahn hinausging. „Bist du immer noch da?"

„Ich möchte noch ein bißchen laufen", sagte Kevin ruhig.

„Sind dir acht Kilometer an einem Tag noch nicht genug?"

„Ich darf doch, oder? Ich komme doch nachher noch in die Umkleideräume?"

„Ja, sicher", antwortete der Trainer und ging zur Tür. „Sie sind bis neun Uhr geöffnet."

Auf der Bahn zwang Kevin sich, einen schnellen Schritt einzuhalten, und versuchte, alle schlechten Gedanken, die er in sich trug, mit dem Schweiß loszuwerden, in der Hoffnung, er könne sich irgendwie von seinen Gedanken reinigen.

Nach drei Bahnen erschien Jenny neben ihm und paßte sich seinem Tempo an.

„Was machst du denn hier?" fragte er, während sie nebeneinander herliefen.

„Ich laufe immer nach der Schule. Meinst du, du kannst heute mit mir Schritt halten?"

Sie liefen drei Kilometer, dann blieb Kevin stehen.

„Ich habe mir gedacht, du bist vielleicht müde, legen wir mal eine Pause ein", erklärte er, während sie langsam weitergingen.

„Ich müde?" fragte sie, spöttisch lächelnd. „Bei diesem langsamen Tempo? Für mich brauchst du keine Pause zu machen. Ich kann stundenlang so rennen."

„Ach ja? Warum bist du dann nicht in der Geländelaufmannschaft?"

„Ich sprinte lieber", sagte sie und wischte sich den Schweiß aus der Stirn. „Ich laufe 100, 200 und 400 Meter. Ich habe auch schon ein paar Rennen gewonnen. Hast du schon einmal ein Rennen gewonnen?"

„Ja sicher, zu Hause."

„Das ist aber nicht hier."

„Das stelle ich auch fest", antwortete er und spürte wieder, wie sich die trübselige Stimmung in ihm festsetzte. Sie gingen eine Weile schweigend weiter. Dann fragte er: „Jenny, wie schaffst du es denn, hier zu überleben?"

„Was meinst du?"

„Alles. Die Art, wie sie hier Witze reißen. Alle sind anscheinend bereit, alles zu machen, was nach Spaß aussieht."

„Nicht alle", sagte Jenny. „Du mußt bloß aufpassen, wer deine Freunde sind. Ich habe ein paar wirklich gute Freunde, die nicht in der Kirche sind. Sie haben aber trotzdem hohe Grundsätze."

„Na ja, aber jeder, den ich hier treffe, tut so, als hätte er das Wort Keuschheit noch nie gehört. Es ist hier einfach anders als da, wo ich herkomme. Ich habe da einen Freund, er heißt Jed. Er hat sich immer an die Regeln gehalten, aber es macht trotzdem Spaß, mit ihm zusammen zu sein. Er ist immer auf neue Abenteuer aus. Wir haben diesen Sommer etliche Granitfelsen bestiegen. . . ."

„Kevin, du kannst aber nicht mehr dort leben. Du bist jetzt hier, vergiß das nicht. Ich weiß nicht, wie es bei euch war, aber es stimmt nicht, was du über die Leute hier gesagt hast. Du könntest ja ein paar von meinen Freunden kennenlernen, statt mit Fitzie . . . und Kim herumzuhängen."

Er spürte, wie er rot wurde.

„Warum ißt du mittags mit ihr?" fragte Jenny.

„Weil sie die einzige ist, die sich überhaupt bemüht hat, freundlich zu sein", sagte er und spürte die Anspannung in seiner Stimme.

„Kevin, du mußt dich vor ihr in acht nehmen."

„Ich dachte, wir sollten die Leute nicht verurteilen", gab er kurz zurück.

„Ist schon gut, es tut mir leid. Aber sieh doch mal, du kannst natürlich alle möglichen Argumente dazu vorbringen, wie großartig es früher war. Dabei mußt du aber bedenken, daß du dir dort deine Freunde selbst ausgesucht hast und daß du sie dir hier selbst aussuchst. Es hängt von dir ab. Mach nicht den Ort dafür verantwortlich, sondern dich."

Sie waren stehengeblieben und stritten heftig.

„Du bist eifersüchtig", hielt er ihr entgegen.

„Was willst du, Kevin? Eine Ausrede dafür, daß du auf sie hereinfällst, so daß du dir dein ganzes Leben vermasselst und trotzdem sagen kannst, es ist hier so schlimm, daß du einfach einen Fehler begehen mußtest? Geht es dir darum? Um eine Ausrede?"

Er wollte von ihr weg und sie einfach auf der Bahn stehenlassen und sich ihrer Frage nicht stellen müssen. Er drehte sich um und ging fort.

Sie holte ihn ein und ging neben ihm her. Eine Bahn lang schwiegen sie beide. Dann sagte sie leise: „Kevin, ich bin nicht dein Feind. Ich möchte, daß wir Freunde sind, gut?"

Er sagte eine Weile gar nichts. Die ersten Worte kamen schwach und unsicher heraus. „Kim ist das schönste Mädchen, das ich je gekannt habe."

„Ich weiß", antwortete Jenny leise.

Danach lief er jeden Tag mit Jenny, nachdem er mit der Mannschaft trainiert hatte.

Eine Woche später vertraute er sich ihr wieder an, nachdem sie gelaufen waren und langsam nebeneinander hergingen. „Kim hat mich für Samstag in einer Woche zu einer Party bei sich zu Hause eingeladen."

„Gehst du hin?" fragte Jenny.

„Ich weiß nicht. Ein Teil von mir sagt ja – es wird sicher ganz lustig. Ein anderer Teil sagt, ich soll lieber nicht hingehen. Ich nehme an, der stärkere Teil wird die Entscheidung treffen."

„Kevin", sagte sie und berührte seinen Arm. „Geh nicht hin. Es wird dir nicht guttun."

„Ich weiß. Und was ist, wenn ich dieses Mal nicht hingehe?" fragte er gequält. „Wenn sie mich wieder einlädt? Was sage ich dann? Wann gebe ich nach und gehe hin? Wie lange dauert es noch, bis ich hier kaputtgehe? Ich will zurück zu meinen Freunden."

„Kevin, hast du schon darüber gebetet? Ich meine, hast du schon wirklich über deine Probleme gebetet?"

Er schüttelte den Kopf und gestand: „Ich fühle mich nicht würdig zu beten."

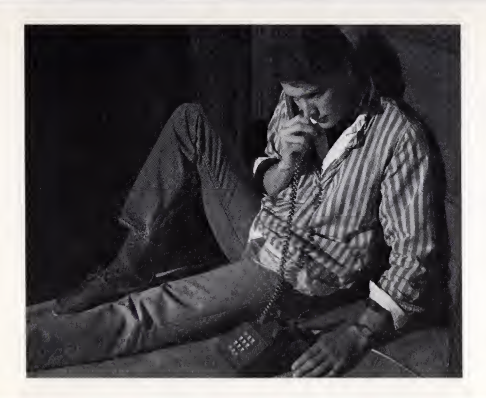
„Gerade dann brauchst du das Beten aber am meisten", antwortete sie.

In der Nacht hatte er einen Traum. Er angelte mit Jed von einem Boot aus, wie sie es so oft getan hatten. Es war der See in den Bergen, zu dem sie in dem Sommer immer hingefahren waren. Zuerst angelte er, lachte mit Jed und vergnügte sich. Dann war es plötzlich anders, und er saß allein im Boot. Das Boot hatte ein Leck, und er hatte nichts als einen Plastikbecher. Zuerst schaffte er es noch, das Wasser auszuschöpfen, doch dann wurde es schlimmer. Er schöpfte wie wild, um das Boot über Wasser zu halten, sah aber, wie das Wasser immer höher stieg. Als er aufblickte, sah er Kim und Fitzie am Ufer stehen. Sie lachten ihn aus und riefen ihm zu, er solle das Boot doch sinken lassen.

Plötzlich wachte er auf. Er schwitzte, und seine Bettdecke war zerwühlt. Er stand auf, schaltete das Licht ein und sah auf die Uhr. Es war halb eins.

Er legte sich hin und versuchte, wieder einzuschlafen, konnte es aber nicht. All die schlimmen Gedanken kamen ihm in rascher Reihenfolge in den Sinn.

Er warf die Bettdecke zurück und stand



„So?" Jeds Stimme klang sehr fern. „Hier ist es aber genauso." „Nein", sagte Kevin. „Es ist anders. Ich muß hier raus, sonst werde ich auch so wie die Leute hier."

auf, zog sich Hemd und Hose an und ging nach draußen auf die Vordertreppe und setzte sich. Der Himmel war ganz klar, und er konnte die Sterne deutlich sehen. Er benannte still für sich einige der Sternbilder, die er als Pfadfinder gelernt hatte.

Als er so dasaß, durchlebte er im Gedächtnis wieder manches von dem, was Jed und er durchgemacht hatten, um sich ihren Adlerscout zu verdienen. Jed war immer vorn gewesen und hatte ihm den Weg gezeigt.

Plötzlich wußte er, wie er sein Problem lösen konnte: „Ich rufe Jed an und frage, ob ich bei ihm wohnen kann!" Er stellte sich vor, wie er wieder zu seinen Freunden zurückkommen würde.

Er lief ins Haus und ging ins Wohnzimmer, um Jed anzurufen.

Dann hörte er die verschlafene Stimme von Jeds Mutter. Er entschuldigte sich dafür, daß er so spät anrief, und fragte, ob er mit Jed sprechen könne.

Jed kam ans Telefon, und sie unterhielten sich kurz über Kleinigkeiten. Dann fragte Jed:

„Ist etwas nicht in Ordnung?"

„Ich will wieder zu euch zurück. Meinst du, ich könnte bei euch wohnen? Ich könnte mir einen Job suchen und für mein Zimmer und das Essen bezahlen. Meine Eltern würden mir wahrscheinlich auch helfen."

„Ich frage morgen früh mal", antwortete Jed. „Was ist denn los?"

„Es gefällt mir hier nicht. Die Leute sind so anders." Er erzählte Jed von den Drogen und der lockeren Moral und schilderte alles so düster, wie er nur konnte.

Jed war nicht beeindruckt. „Na und? Genau das gleiche gibt es auch hier an unserer Schule. Weißt du das nicht mehr?"

Kevin hatte das Gefühl, ihm schwämmen alle Felle davon. „Nein! Es ist anders. Ich muß hier raus, sonst werde ich genauso."

„Warum versuchst du nicht einfach ein gutes Beispiel zu geben?" fragte Jed.

„Das geht nicht. Sie lachen mich bloß aus. Laß mich doch zurückkommen."

„Natürlich, wenn es nicht anders geht, finden wir schon eine Lösung. Aber Kevin, vielleicht kannst du dort Missionsarbeit tun."

„Nein, ich nicht. Wie soll ich sie denn bekehren? Sie haben mich ja schon fast bekehrt."

„Sieh mal", beharrte Jed. „Seit wir uns kennen, warst du immer derjenige, zu dem ich aufgeschaut habe. Du hast mich so weit gebracht, daß ich den Adlerscout geschafft habe. Du warst immer derjenige, der uns voraus war und gerufen hat, wir sollten nachkommen."

Kevin war verblüfft. „Nein, doch nicht ich. Du warst der Anführer."

„Ich mußte mich immer anstrengen, um mit dir Schritt zu halten", beteuerte Jed. „Wußtest du das nicht? Jetzt mußt du dir einfach Freunde suchen, die dir helfen, so wie wir uns gegenseitig geholfen haben."

Kevin sah vor seinem geistigen Auge, wie die Flure in den Pausen überströmten. „Wie soll ich sie denn finden? In der Schule sind 2000 Schüler."

„Ich weiß es nicht. Du wirst es schon schaffen. Du bist doch sonst immer mit allen Schwierigkeiten fertig geworden."

Sie verabschiedeten sich voneinander, und Kevin hängte ein. Er ging langsam in sein Zimmer, tief in Gedanken versunken. An seinem Bett kniete er sich hin und begann ein langes Gebet: „Vater im Himmel, ich habe ein Problem. . . ."

Am nächsten Abend ging er nach dem Essen mit Fitzie und ein paar Freunden in der Schule Basketball spielen. Sie spielten zwei Stunden.

Anschließend waren sie alle im Umkleideraum. Kevin hatte schon geduscht und zog sich gerade die Schuhe an. Die anderen waren alle verschieden weit mit dem Umziehen.

Plötzlich ging das Licht aus.

„Schon gut, wer ist der Clown?" schrie Fitzie. „Macht das Licht wieder an!"

„Ich habe es nicht ausgemacht", antwortete jemand. „Wo ist überhaupt der Lichtschalter? . . . Autsch! Mein Zeh! . . . Der Schalter funktioniert nicht."

„Nirgendwo ist mehr Licht an", sagte eine andere Stimme.

„Ach nein", stöhnte Fitzie, „schon wieder ein Kurzschluß. Hat einer von euch ein Feuerzeug?"

„Ich", bot sich jemand an. „In meiner Hemdtasche, wenn ich sie finden kann." Kevin konnte schwach erkennen, wie jemand in einem Schrank in seiner Nähe herumsuchte. „Hier ist es."

Ein kleiner Lichtschein flackerte in dem finsteren Raum auf.

„Beeilt euch, Leute! Das Feuerzeug ist fast leer."

Kevin saß auf der Bank und sah zu, wie die dunklen Gestalten sich in dem schwachen Lichtschein anzogen und den Raum verließen.

„Mann, ich hätte nie gedacht, daß ich mich mal so über ein billiges Feuerzeug

freuen würde", sagte eine Stimme langsam.

„Was meinst du mit billigem Feuerzeug? Es hat mich zwei Dollar gekostet."

„Na ja, es ist hier wirklich ziemlich hell."

Endlich waren alle fertig. „Kevin, was sitzt du noch da? Komm, gehen wir."

Sonntag ging Kevin mit Jenny in die Klasse, hauptsächlich um mit ihr zusammen zu sein. Er rechnete schon gar nicht mehr damit, daß die Lehrerin ihm irgend etwas beibringen konnte; deshalb saß er nur mit vorgebeugten Schultern da, den Kopf gesenkt, und dachte über seine Probleme nach.

Erst als Schwester Mattson ihn aufrief, sah er auf. „Kevin", sagte sie und las aus dem Leitfaden vor: „Das können wir am besten erkennen, wenn wir uns ansehen, was der Herr gesagt hat. Kannst du bitte Matthäus 5, Vers 14 bis 16 vorlesen?"

Jenny lieh ihm ihre Bibel und half ihm, die Stelle aufzuschlagen. „Ihr seid das Licht der Welt", begann Kevin mechanisch. „Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es . . ." Er hielt inne und starrte die Worte an.

„Ja, lies weiter", drängte Schwester Mattson.

„. . . dann leuchtet es allen im Haus."

„Kevin, noch ein Vers", half Jenny ihm leise weiter.

„So soll euer Licht vor den Menschen leuchten", las er langsam, „damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen."

„Ja, und was können wir aus dieser Schriftstelle lernen?" fragte Schwester Mattson.

Er sagte gar nichts. Er dachte an das kleine Licht in dem finsteren Umkleideraum und an die verschwommenen Gestalten, die sich da bewegten, jede zum Licht als Orientierungspunkt hingezogen. „Jenny, weißt du, was wir aus dieser Schriftstelle lernen können?" fragte Schwester Mattson, weil sie dachte, Kevin fiele keine Antwort ein.

„Wir können sehr viel lernen", sagte Kevin leise, fast zu sich selbst. „Erstens müssen wir, um ein Licht zu sein, nach den Geboten leben. Wir müssen die Grundsätze festlegen. Man kann sich nicht jedesmal neu entscheiden, wenn einen jemand auffordert, etwas Falsches zu tun. Man muß sich im Geist eine Liste machen: Das und das will ich tun. Das und das will ich nicht tun. Man muß sich entscheiden, was das Leben einem bedeuten soll, sonst bedeutet es hinterher gar nichts."



Es war nicht leicht, sich im Dunkeln umzuziehen. Doch ein Feuerzeug spendete jedem im Umkleideraum genug Licht, um noch etwas zu sehen

„Danke", sagte Schwester Mattson. „Jetzt müssen wir mit der Lektion weitermachen."

Kevin unterbrach sie. „Das Problem ist, daß ich meine, es wäre leichter, wenn ich nicht hier leben würde. Es kommt aber gar nicht darauf an, wo man lebt. Wichtig ist, daß man seine Grundsätze ein für allemal festlegt. Dann kann man auch ein Licht sein."

„Ja, danke, und jetzt machen wir besser bei Epheser weiter", sagte Schwester Mattson.

„Man muß den Leuten um sich herum ein Licht sein. Wißt ihr, wieviel Licht ein kleines Feuerzeug in einem völlig dunklen Raum verbreiten kann?"

„Nein", erwiderte Jenny.

„Genug. Darauf kommt es an. Genug, so daß jeder in dem Raum aus der Finsternis herausfinden kann. Und je finsterer es ist, desto mehr fällt das Licht auf. Und die Leute, denen das Licht gefällt, kommen näher. So kann ich Freunde finden, die mir helfen, nach meinen Grundsätzen zu leben! Wir können Freunde um uns sammeln, die uns helfen, dann wird das Licht sogar noch heller."

Schwester Mattson sah die beiden nur noch an.

„Weißt du, was ich tun werde?" brach es aus Kevin heraus. „Ich werde Witze aus der Zeitschrift meines kleinen Bruders auswendig lernen. Es sind die albernsten Witze der Welt. Jedesmal wenn jemand einen schmutzigen Witz erzählt, erzähle ich dann einen albernen Witz nach dem anderen. Und ich gebe selbst eine Fete, bei mir zu Hause, mit Leuten aus der Schule und den Missionaren. Dann können sie auf nette Weise erfahren, daß ich Mormone bin."

„Danke, Kevin", fiel Schwester Mattson ein. Sie wandte sich an Jenny und fragte vertraulich: „Jenny, was hat er gesagt?"

Jenny legte ihre Hand auf seinen Arm und antwortete stolz: „Er hat gesagt, es ist jetzt alles in Ordnung."

„Wie schön", sagte Schwester Mattson. „Dann machen wir am besten mit der Lektion weiter." Sie blickte in den Leitfaden, dachte nach und schloß das Buch.

„Nein. Ich glaube, aus Kevins Geschichte können wir das gleiche lernen. Was hast du über das Licht in dem dunklen Raum gesagt?" □

300 ZEUGNISSE IN HARMONIE

DER TABERNAKEL-CHOR

Janet Peterson

Jeden Sonntagmorgen versammeln sich über dreihundert Männer und Frauen im Tabernakel am Tempelplatz in Salt Lake City, um in der Radio- und Fernsehsendung „Musik und das gesprochene Wort" des Mormonentabernakelchors zu singen.

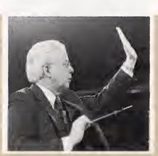
Sie kommen aus allen möglichen Schichten: Lehrerin, Hausfrau, Arzt, Übersetzerin, Werbemanager, Sekretärin und Computerprogrammierer. Eins haben sie aber miteinander gemein, sie singen im bekanntesten Chor der Welt mit.

Der Mormonentabernakelchor hat seinen Ursprung in einem Chor, der 1847 schon kurz nach der Ankunft der Mormonenpioniere im Salzseetal gegründet wurde.

In der ersten Zeit sang der Chor in den Versammlungen in der behelfsmäßigen „Laube" am Tempelplatz. Zehn Jahre später zog der Chor in einen Tabernakel aus Adobeziegeln, in dem eine Pfeifenorgel stand. Als dann 1867 der inzwischen berühmte Tabernakel am Tempelplatz fertiggestellt war, hatte der Chor ein ständiges „Zuhause" und einen Namen.

Die regelmäßigen, wöchentlichen Radiosendungen des Chores begannen 1929. Jetzt, 57 Jahre später, kann der Chor auf die längste ununterbrochene Sendeserie in der Rundfunkgeschichte zurückblicken. Bis Ende Juni 1986 ist der Chor an 2967 Sonntagen zu hören gewesen. Wenn keine Unterbrechungen eintreten, wird er im Februar 1987 seine 3000. Sendung haben. Seit der ersten Sendung im Jahre 1929 hat der Chor Millionen von Menschen in der ganzen Welt schöne Musik und geistige Erbauung vermittelt.

Jede Woche, vor allem während der Touristensaison im Sommer, strömen Tausende von Menschen in den Tabernakel, um den Chor live zu erleben, und noch viele Tausende mehr hören den Chor im Radio oder sehen sich die Sendung im Fernsehen an, da sie in den ganzen Vereinigten Staaten, in Kanada, über das Rundfunknetz der US-Streitkräfte und andere Radiosender in der ganzen Welt übertragen wird.



Jerold Ottley steht bereit, den Mormonentabernakelchor während einer Generalkonferenzversammlung im Tabernakel in Salt Lake City zu dirigieren, wo der Chor seit 1867 zu Hause ist.

Durch Schallplatten und Konzertreisen erreicht der Chor eine noch größere Zuhörerschaft. Dadurch erhält er auch seinen finanziellen Rückhalt; das Geld für den Chor stammt nicht aus den Fonds der Kirche, sondern aus dem Erlös des Schallplattenverkaufs, aus den Konzerten und von Förderern.

Der Chor hat bereits über fünfzig Schallplattenalben produziert, die in über vierzig Ländern verkauft werden. Fünfmal hat der Chor von der amerikanischen Schallplattenindustrie bereits eine Goldene Schallplatte für über 500 000 verkaufte Exemplare einer Ausgabe erhalten. Vom beliebtesten Album des Chores, *The Joy of Christmas*, einer Sammlung von Weihnachtsliedern, sind bereits eine Million Exemplare verkauft worden.

Der Chor ist nicht nur auf Schallplatte und in Radio- und Fernsehübertragungen zu hören, sondern auch live; er ist schon durch die ganze Welt gereist. Die erste Reise ging 1893 zur Columbian Exposition in Chikago. In jüngerer Zeit war der Chor 1979 und 1985 in Japan; 1955, 1973 und 1982 in Europa und 1980 in Brasilien. Der Chor hat ausgedehnte Reisen durch die Vereinigten Staaten und Kanada unternommen und bei der Amtseinführung von drei US-Präsidenten gesungen, außerdem bei der Weltausstellung in Spokane und in Montreal und bei verschiedenen Musikfestivals und besonderen Ereignissen. (Siehe den Begleitartikel „Mit den 500 die Welt bereisen".)

1984 wurde der Chor in einer besonderen vorolympischen Fernsehsendung, die weltweit über Satelliten übertragen wurde, als „amerikanische Kostbarkeit" vorgestellt.

Zwar ist die Sendung am Sonntag wohl der bekannteste regelmäßige Auftritt, aber sie ist bei weitem nicht die einzige wöchentliche Aktivität des Chores. Jerold Ottley, seit 1975 Dirigent des

Chores, erzählt, daß er oft gefragt wird: „Und was machen Sie die übrige Woche, nach der Sendung am Sonntag?" Darauf erwidert Bruder Ottley: „Die Sendung am Sonntag ist gewöhnlich das einzige, was die meisten Leute sehen, aber wir veranstalten auch Konzerte und nehmen Schallplatten auf, und es muß sehr viel geplant werden, ehe das alles realisiert werden kann." Seine Arbeit für den Chor nimmt wöchentlich sechzig bis fünfundsechzig Stunden in Anspruch. Er sagt weiter: „Es gibt auch viel Öffentlichkeitsarbeit mit Fernsehen, Radio, Zeitungen und Zeitschriften, dazu viel Arbeit mit den Mitarbeitern, da es sich ja um eine Gruppe von fast 350 handelt. Außerdem sind wir ständig auf der Suche nach neuen Talenten und lassen potentielle Chormitglieder vorsingen. All das erfordert Zeit."

Der Chor wird oft das „großartigste Missionswerkzeug der Kirche" genannt. Bruder Ottley stimmt dem zu und umschreibt die Hauptaufgabe des Chores folgendermaßen: „Botschafter für die Kirche an allen Fronten, und zwar sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirche. Wir sind allerdings nicht in erster Linie für die Kirche, sondern für die Welt da.

Wir sind ein Missionsarm der Kirche. Wir reden zwar nicht viel über unsere Missionsarbeit, aber Missionsarbeit ist es trotzdem. Wir haben oft das Gefühl, wenn wir nicht mehr tun, als negative Gefühle für die Kirche zu neutralisieren, dann haben wir schon etwas erreicht. Es ist oft unsere Aufgabe, eine Atmosphäre zu schaffen, in der ein Mensch die Kirche sachlicher betrachten und die Wahrheit sehen kann."

Was für gute Missionare die Chormitglieder für die Kirche sind, wird aus ihrer Reise nach Japan im August 1985 deutlich. Die Chormitglieder hatten sich verpflichtet, persönlich mehr Missionsarbeit zu leisten, und über tausend japanische Exemplare des Buches Mormon verteilt. Außerdem teilten sie über 3000 Broschüren über den Chor sowie rund 3200 Karten mit den Glaubensartikeln aus.

Bruder Ottley erzählt: „Innerhalb von zwei Monaten nach dem Besuch des Chores hat Elder William H. Bradford, der Gebietspräsident in Japan, uns berichtet, daß mehrere Taufen direkt auf die Exemplare des Buches Mormon zurückzuführen waren, die von den Chormitgliedern verteilt worden waren. Wir werden vielleicht nie erfahren, wie viele Leute wir insgesamt durch unsere Musik oder durch unsere persönlichen Kontakte beeinflussen.

In Japan habe ich mich mit einer Dame unterhalten, die sich schon seit Monaten mit dem Evangelium beschäftigt, sich aber erst an dem Abend beim Konzert zur Taufe entschlossen hatte. Das ist der erfreulichste Aspekt unserer Arbeit. Unsere Musik liegt uns natürlich auch sehr am Herzen, aber wenn wir durch sie jemanden von Herzen rühren und ihm ein Gefühl für das Evangelium Jesu Christi vermitteln können, erfüllen wir unsere eigentliche Aufgabe."



Auf diesem Foto, das 1955 während der Europatournee des Chores in Paris aufgenommen wurde, treffen zwei berühmte Touristenattraktionen zusammen.

Ein Beispiel: auf der Reise im Jahre 1985 lernte Marilyn Smith eine Japanerin kennen, die ihre Mitgliedschaft in der Kirche und die Mission, die sie gerade erfüllt hatte, dem Geist zuschrieb, den sie verspürt hatte, als Marilyn Smith bei der vorherigen Reise des Chores nach Japan ein Solo gesungen hatte.

Die Mitglieder des Chores freuen sich, daß sie im „Chor des Herrn" singen. Duffie Hurtado, die seit zehn Jahren im Chor mitsingt, erinnert sich: „Nachdem der Chor bei der Weihung des Besucherzentrums für den Tempel in Washington D.C. gesungen hatte, wurden wir von Präsident Kimball begrüßt, der uns die Hand gab und uns für unseren Gesang dankte. Ich hatte damals wirklich schwerwiegende Entscheidungen zu treffen und hatte wegen meiner persönlichen Probleme das Gefühl, es wäre vielleicht am besten, den Chor zu verlassen. Als ich zu Präsident Kimball kam, nahm er meine Hand und sagte: ‚Dies ist der Chor des Herrn, und er möchte, daß Sie hier sind.' Ich hatte ihm nichts von meinen Problemen gesagt und ihn auch nicht um einen Rat gebeten. Er wußte es einfach. Den anderen Chormitgliedern, die neben mir in der Reihe standen, gab er bloß die Hand und sagte hallo oder danke oder Gott segne Sie. Als ich dran war, sagte er mir aber etwas Persönliches, und das werde ich nie vergessen. Ich weiß, er war ein Prophet Gottes, und es hat mich zutiefst beeindruckt, daß der Herr mein Beten auf so besondere Weise erhört hat."

Duffie und Victor Hurtado haben sich im Chor kennengelernt, sind Freunde geworden und haben schließlich geheiratet. Gemeinsam im Chor zu singen ist ein „großartiges Erlebnis", wenn es für die Kinder auch manchmal nicht einfach ist, daß dann beide Eltern fort sind. Allerdings wohnt Bruder Hurtados Mutter bei ihnen, die sich wie ihr Sohn in Peru der Kirche angeschlossen hat, und so ist das Problem zum größten Teil gelöst. Sie versorgt die beiden Kinder, wenn



Im Juli 1935 wurde der Tabernakelchor gebeten, sieben Tage lang zweimal täglich bei der Internationalen Kalifornien-Pazifik-Ausstellung in San Diego zu singen. Die Damen des Chores stehen mit dem stellvertretenden Dirigenten Albert J. Southwick vor dem Zug, mit dem sie von Salt Lake City gekommen sind.

Victor und Duffie Hurtado mit dem Chor proben oder bei Konzerten singen.

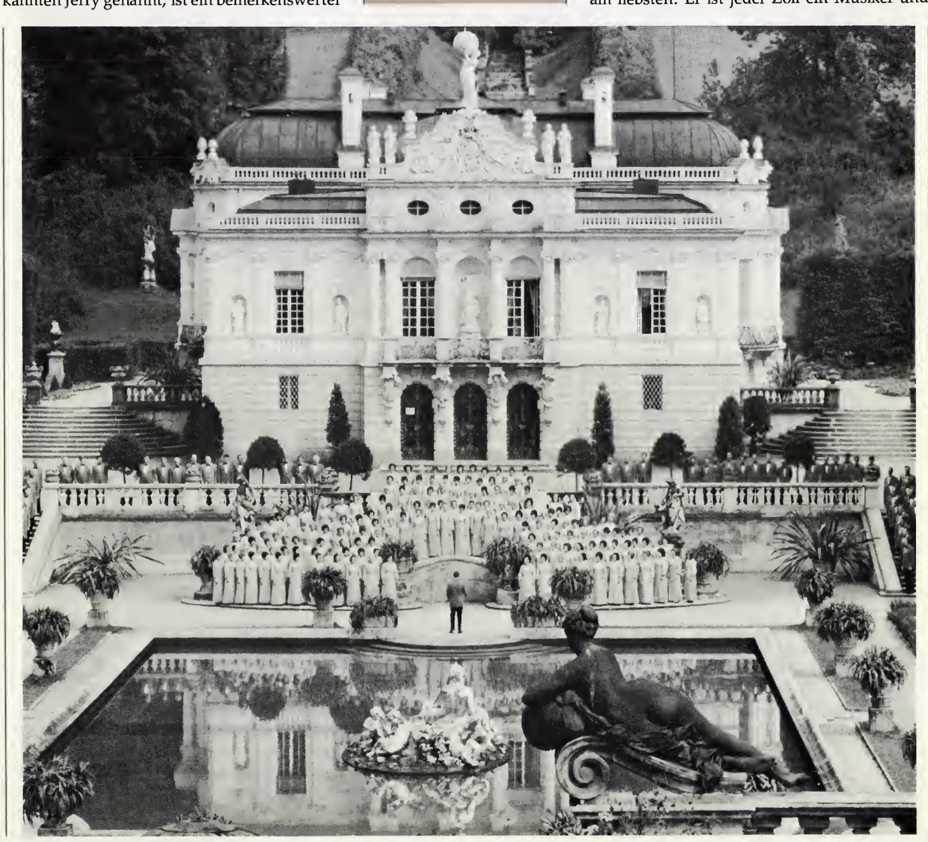
Edna Alba, die aus Mexiko stammt und seit zwölf Jahren im Chor mitsingt, hat das Gefühl, daß der Chor wie eine große Familie ist. Sie ist froh über ihre Bekanntschaft mit den anderen Chormitgliedern. In Bruder Ottley sieht sie „eine perfekte Mischung aus Spiritualität, Musikalität und Humor".

Bruder Ottley spricht auch für die anderen Chormitglieder, wenn er sagt: „Der Chor unternimmt zwar vieles, was großartig und aufregend aussieht, aber es gibt für uns nichts Schöneres, als im April und Oktober bei der Generalkonferenz zu singen. Wir haben das Gefühl, daß wir mithelfen, die richtige Atmosphäre zu schaffen und dahin zu wirken, daß die Konferenz ein geistiges Erlebnis wird."

Jerold Ottley, von seinen Freunden und Bekannten Jerry genannt, ist ein bemerkenswerter Führer. Er ist nicht nur musikalisch, sondern er hat auch die Gabe, mit Menschen umzugehen. Er versteht die Dynamik einer großen Gruppe und sagt: „Ich bleibe unter anderem dadurch persönlich am Ball, daß ich die Namen der Chormitglieder sofort abrufen und sie mit dem Vornamen ansprechen kann. Ich bemühe mich sehr darum, weil ich das für wichtig halte. In einer so großen Gruppe geht das Verantwortungsbewußtsein sehr leicht verloren, wenn man bloß einer von über 300 ist. Wenn ich jemandem aber eine konkrete Frage stellen oder ihn auf dem Weg im Flur beim Vornamen ansprechen kann, fühlt er sich eher verantwortlich, und zwar nicht nur mir, sondern der ganzen Organisation."

Sein Interesse an den einzelnen Mitgliedern des Chores wird dreihundertfach erwidert, denn, wie Marilyn Smith meint: „Bruder Ottley wird von seinem Chor sehr geliebt. Jeder hat ihn am liebsten. Er ist jeder Zoll ein Musiker und

Das Schloß von König Ludwig in Bayern bildet bei der Europatournee 1973 einen herrlichen Hintergrund für den Chor.





Der Tabernakelchor posiert hier steif für die langsame Kamera seiner Zeit. Der Hintergrund ist ungewöhnlich: es ist der Tempel in Kirtland. Man schreibt das Jahr 1911, und der Chor ist unterwegs nach New York City. Der Tempel ist inzwischen renoviert worden; er gehört heute der Reorganisierten Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

kennt die Lieder, die wir singen, durch und durch. Seine Dirigiertechnik ist makellos. Und mit seinem Witz schafft er es, die Spannung abzubauen, die manchmal aufkommt."

Er weiß den Humor zu schätzen und kann nicht nur über Situationen lachen, sondern auch über sich selbst. Er sagt: „Wir haben viel Spaß miteinander, wenn wir singen. So wird die schwere Arbeit mit Humor unterbrochen. Ich habe festgestellt, daß es in einer so großen Gruppe eine sehr gute Methode ist, wenn ich zulasse, daß ich Zielscheibe eines Witzes oder einer lustigen Situation werde, deshalb lache ich mit ihnen viel über mich selbst. Der Chor wartet manchmal nur darauf, daß ich irgend etwas Dummes anstelle, was ziemlich oft passiert. Das lassen sie mir dann nicht so einfach durchgehen."

Vor ein paar Jahren hat Bruder Ottley etwas erlebt, worüber er heute noch lachen muß. Der Tabernakelchor trat anläßlich der Feier zur Verleihung akademischer Grade an der Universität Utah zusammen mit dem Utah-Symphonieorchester auf. Während er Chor und Orchester dirigierte, ist ihm folgendes passiert: „Irgendwie verlor ich meinen Dirigentenstab, und er flog genau über das Orchester hinweg und landete vor dem Chor. Wir machten einfach weiter, und ich bemerkte, daß mein Stab auf der Erde auf mich zukam, da die Orchestermitglieder ihn mit dem Fuß auf mich zuschoben. Der erste Geiger hob ihn auf, um ihn mir zu geben, dann fiel ihm aber ein, daß er gerade spielen mußte, und er ließ ihn fallen. Dann hob der Konzertmeister ihn auf und gab ihn mir genau in dem Moment, als ich dem Chor einen wichtigen Einsatz geben mußte. Darüber mußten wir so kichern, daß wir fast den Einsatz verpaßt hätten.

Damit war die Geschichte aber noch nicht zu Ende; es war erst der Anfang. Am nächsten Tag schenkte mir mein Bruder, der bei der Feier gewesen war, eine Tube Klebstoff und erklärte mir genau, wie ich den Dirigentenstab an meinen Fingern festkleben sollte. Ein, zwei Tage später schenkte mir ein Chormitglied einen Handschuh, aus dem der Zeigefinger herausgeschnitten war, so daß ich den Dirigentenstab durch das Loch schieben konnte. Mehrere Wochen später rief ein Chormitglied, eine Schwester, mitten in der Probe, wir müßten eine Pause machen. (Sie dürfen nicht vergessen, daß wir bei den Proben meist viele Zuschauer haben.) Sie kam jedenfalls auf mich zu und meinte: ‚Bruder Ottley, so können wir nicht weitermachen.' Im Namen des Chores übereichte sie mir ein Paket, das ich vor aller Augen auspacken mußte. Darin war ein Köcher mit vielen Dirigentenstäben, damit ich mir

schnell einen greifen konnte, wenn ich meinen mal wieder verlor."

Bruder Ottley steht in einer Reihe mit anderen begabten, engagierten Führungspersönlichkeiten. Sein Vorgänger Richard P. Condie war zwanzig Jahre stellvertretender Dirigent und dann achtzehn Jahre Dirigent gewesen. Vor ihm war J. Spencer Cornwall 22 Jahre lang Dirigent des Chores gewesen.

Eine wichtige Rolle spielen auch die Organisten. Zur Zeit sind das Robert Cundick, John Longhurst und Clay Christiansen. Der deutschstämmige Alexander Schreiner, der 1977 in Pension ging, war 53 Jahre lang Organist des Tabernakelchores gewesen.

Ob der Mormonentabernakelchor bei der jährlichen Weihnachtsfireside der Ersten Präsidentschaft im Tabernakel in Salt Lake City singt oder bei der Amtseinführung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, ob er bei nichtreligiösen Musikfestivals mitmacht oder seine wöchentliche Rundfunksendung ausstrahlt, in seiner Musik liegt mehr als gut geschulte Stimmen und sicher einstudierte Chorstücke. Das Herz von Millionen von Menschen wird durch die 300 Zeugnisse vom Evangelium angerührt, die hier im „Chor des Herrn" vereinigt sind. □

1976 nahm der Chor an den Festlichkeiten anläßlich des zweihundertjährigen Bestehens der Vereinigten Staaten teil. Er besuchte New York und sang auf den Stufen der historischen Bundeshalle, wo Präsident George Washington 1789 den Amtseid leistete.





Mit den 500 die Welt bereisen

Wie schafft es das Chorkontingent von 500 Menschen, von Salt Lake City nach Europa, Zentralamerika oder Japan zu reisen?

Es ist nicht leicht, aber Chorpräsident Wendell M. Smoot und Manager Udell E. Poulsen planen gründlich. Normalerweise setzt die Planung zwei Jahre vor einer Reise ein. Für die Reise nach Japan im August 1985 hatte der Chor allerdings nur anderthalb Jahre Vorbereitungszeit. Und weil im August in der Luftfahrt sehr viel los ist, konnte der Chor keinen Charterflug von Salt Lake City nach Osaka bekommen. Statt dessen mußten sich die Mitglieder auf vier verschiedene Linienflüge zu Städten an der US-Westküste aufteilen, worauf sie mit vier verschiedenen Flügen über Tokio nach Osaka gelangten. Nachdem die 300 Chormitglieder, die Ehegatten, die sie auf eigene Kosten begleiteten, und das Management sowie die Techniker endlich in Osaka angekommen waren, waren für sie insgesamt 297 Hotelzimmer erforderlich. Laut Bruder Poulsen ist der Transport von 1000 Stück Chorgepäck immer der schwierigste Aspekt einer Reise. Doch durch detaillierte Planung und viel Übung hat er ein System entwickelt, mit dessen Hilfe die richtigen Gepäckstücke reibungslos im Zimmer des richtigen Chormitglieds landen.

Die Chormitglieder unternehmen gern besondere Reisen, und die zusätzliche Gelegenheit, das Evangelium durch Musik zu verbreiten, ist alle Planung und Anstrengung wert, wie er sagt.



Zur Freude ihrer neuen Freunde probierten einige Chormitglieder 1985 bei ihrem Besuch in Osaka die traditionellen japanischen Gewänder an.



1985 in Osaka sahen die Zuschauer den Chor nicht nur persönlich, sondern auch auf einer überlebensgroßen Videoleinwand, wie hier auf diesem Probefoto zu sehen ist.

AUF DEN HERRN VERTRAUEN

Alle Ihre Entscheidungen, vor allem die ganz wichtigen, werden Ihnen leichterfallen, wenn Sie im Glauben beten und wirklich auf den Herrn vertrauen.

Elder Gene R. Cook
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Ich möchte mich an die jungen Leute dieser großartigen Generation wenden, die der Herr sich erweckt hat, um seine Absichten zu verwirklichen. Sie stehen an der Schwelle zu manchen grundlegenden Entdeckungen und Entscheidungen in Ihrem Leben. Dazu gehört, daß Sie sich selbst und die Möglichkeiten entdecken, die in Ihnen stecken, daß Sie beschließen, auf Mission zu gehen, daß Sie sich für eine Ausbildung und einen Beruf entscheiden, einen Arbeitsplatz wählen und einen Partner für die Ewigkeit finden und im Tempel heiraten. Ich möchte Ihnen von vier wahren Erlebnissen erzählen, die direkt mit diesen grundlegenden Entdeckungen und Entscheidungen zu tun haben.

Glauben Sie an Ihre gottgegebenen Möglichkeiten

Wie entdecken Sie, was in Ihnen steckt? Den Gedanken des Menschen sind keine Grenzen gesetzt. Sie sind ein Sohn beziehungsweise eine Tochter Gottes. Wir sind alle im Ebenbild unseres Vaters erschaffen.

Vor ein paar Jahren war ein Junge, den ich Jim nennen möchte, etwa fünfzehn Jahre alt. Er war ein bißchen größer als die anderen Jungen und ein ganz guter Basketballspieler und Leichtathlet. Im Laufe dieses Schuljahres sagte der Trainer der Basketballmannschaft aber manchmal zu ihm: „Jim, bleib sitzen. Du kannst nicht Basketball spielen. Du bist zu schwerfällig!" Bei einem Spiel sagte er: „Nein, wir brauchen dich nicht. Bleib du mal da. Du kannst nicht rennen. Du kannst nicht richtig werfen. Du bist nicht schnell genug." Das ging ein paar Monate so weiter. Dann glaubte Jim allmählich, was er da immer von sich hörte. Er hörte auf, Basketball zu spielen, und zwar sowohl in der Kirche als auch in der Schule. Er hörte auf mit der Leichtathletik. In den letzten Schuljahren ging er dem Sport so gut wie möglich aus dem Weg. In seinem ersten Jahr am College mußte er ein bißchen Leichtathletik treiben, aber auch das tat er so wenig wie möglich.

Mit neunzehn war er dann auf Mission in einem fernen Land. Dort sah er, daß die Busse nicht anhielten, damit man ein- oder aussteigen konnte. Die Missionare mußten lernen, das im Laufen zu tun.

Einen Nachmittag waren Jim und sein Mitarbeiter noch ein, zwei Straßen von der Haltestelle entfernt, als sie den Bus schon kommen sahen. Der eine sagte: „Los, sonst schaffen wir unseren Termin nicht mehr." Jim war zu seiner großen Überraschung schneller am Bus als sein Mitarbeiter. Im Laufe des Nachmittags richtete Jim es so ein, daß sie noch ein paarmal zum Bus rennen mußten. Jedesmal war er schneller als sein Mitarbeiter.

Er staunte und konnte es kaum glauben, da er wußte, daß sein Mitarbeiter zu Hause einige Auszeichnungen als schnellster Läufer seines Bundesstaates erhalten hatte. Jim war überwältigt. Konnte das wahr sein? Sie rannten wieder. Er gewann.

Plötzlich kam Jim die schreckliche Erkenntnis, daß er seine sportlichen Fähigkeiten hatte brachliegen lassen. Er hätte in der Leichtathletik Großes leisten können, hatte aber die Meinung eines anderen von sich übernommen. Jetzt begann Jim, auch manch andere negative Einstellung zu sich selbst zu überdenken. Vielleicht war er auch da im Unrecht.

Hoffentlich befinden auch Sie sich in diesem Prozeß. Hat jemand Sie überzeugt, Sie eigneten sich nicht für Musik oder Mathematik oder Sie würden immer zuviel wiegen? Überdenken Sie Ihre Einstellung. Jeder von uns hat großartige Gaben, aber manchmal schränken wir uns mit einer negativen Einstellung zu unseren Möglichkeiten selbst ein.

Der Herr hat gesagt: „Alles kann, wer glaubt." (Markus 9:23.) Man kann sich nicht über die eigenen Vorstellungen von sich selbst erheben.

Vertrauen Sie darauf, daß der Herr die Tür zu den Gaben, die Sie gerade erst erkennen und gebrauchen, schon öffnen wird. In jedem von uns steckt buchstäblich ein Genie. Lassen Sie sich von niemandem etwas anderes einreden!

Sie werden sich erinnern, daß Jim sein wahres Ich auf Mission entdeckt hat. Hat der Herr uns nicht erklärt, wer sein Leben retten will, wird es verlieren, und wer sein Leben für andere verliert, wird es gewinnen? (Siehe Matthäus 16:25.) Entdecken Sie sich selbst! Wenn Sie noch nicht auf Mission waren, dann gehen Sie. In dem Bemühen, dem Herrn zu dienen, werden Sie sich finden.

„Und nun gebe ich dir diese Berufung und dieses Gebot hinsichtlich aller Menschen: Alle . . . sollen ordiniert und ausgesandt werden, unter den Nationen das immerwährende Evangelium zu predigen – zur Umkehr zu rufen." (LuB 36:4–6.)

Jim hätte ein guter Sportler sein können, aber er hatte die negativen Gedanken übernommen, die andere zu ihm und seinen Fähigkeiten geäußert hatten.


3
23

Illustrationen von Richard Brown



Bill kündigte an, er werde über das Buch Mormon sprechen, und hoffte, niemand in seinem Rhetorikkurs zu beleidigen.

Vertrauen Sie auf die Eingebungen des Geistes

Ich möchte Ihnen noch von einem weiteren jungen Mann erzählen. Nennen wir ihn Bill. Mit achtzehn hatte er gerade angefangen zu studieren. Er hatte ein Stipendium, und es lag ihm daran, einen guten Notendurchschnitt zu erhalten. Also trug er sich für einen Rhetorikkurs ein, den er für einfach hielt.

Eines Tages sagte der Dozent: „In den letzten fünfundzwanzig Jahren habe ich nur fünfmal ein A, die beste Note, gegeben." Bill war sehr enttäuscht. Er versuchte, in einen anderen Kurs zu kommen, aber dazu war es schon zu spät. Im Laufe der Monate erhielt er manches B, B-minus und manchmal auch ein B-plus, aber nie ein A. Er war entmutigt.

Dann kam die letzte Rede im Semester; von ihr hing seine Abschlußnote ab. Er mußte fünfundzwanzig Minuten sprechen und dabei eine bestimmte Einstellung zu einem kontroversen Thema verteidigen. Die anderen Studenten durften dann anschließend die Rede mündlich kritisieren, und jeder mußte noch eine schriftliche Kritik abgeben.

Der Tag rückte immer näher, aber Bill konnte sich nicht für ein Thema entscheiden. Er betete darüber. Dann hatte er das Gefühl: „Wenn du ein kontroverses Thema suchst, nimm doch das Buch Mormon."

Bill hatte Angst, da er in dem Kurs das einzige Mitglied der Kirche war. Der Dozent, ein praktizierender Protestant, hatte im Laufe des Semesters immer wieder aus der Bibel zitiert und deutlich gemacht, daß er die Bibel als einzige Offenbarung Gottes an den Menschen betrachtete.

Als Bill dann an der Reihe war und sein Thema bekanntgab, wurde es ganz still. In der Hoffnung, niemanden zu beleidigen, vor allem nicht den Lehrer, fing er an, aus historischer und akademischer Sicht über das Buch Mormon zu sprechen. Dann, als die Zeit halb um war, kam der Geist über ihn. „Ich kann dieses Buch nicht nur historisch darstellen", dachte er. „Es ist mir egal, was sie denken oder was für eine Note ich bekomme. Das Buch Mormon ist wahr, und sie müssen es alle erfahren."

Er begann zu lehren, wie er es als Pfahlmissionar gelernt hatte. Er gab häufig Zeugnis und schloß sogar im Namen Jesu Christi.

Dann wartete er auf die Angriffe. Zu seinem Erstaunen sagten die anderen Studenten gar nichts. Der Dozent forderte sie zum Angriff auf, aber sie wollten nicht. Alle schwiegen. Schließlich sagte der Dozent frustriert: „Setzen Sie sich, Bill."

Die schriftlichen Kritiken waren alle positiv. Vier, fünf schrieben: „Du hast mich fast davon überzeugt, daß das, was du da gesagt hast, wahr ist." Ein Student, der die Reden der anderen sonst immer heftig kritisiert hatte, schrieb: „Ich möchte wirklich gern mehr über deine Kirche erfahren." Bill erhielt zu seiner großen Freude ein A für den Kurs. Doch selbst wenn er durchgefallen

wäre, wäre er für seine Bemühung, den Eingebungen des Geistes zu folgen, gesegnet worden. Der Herr hat uns allen geboten, allzeit und in allem, wo auch immer wir uns befinden mögen, als Zeugen Gottes aufzutreten. (Siehe Mosia 18:9.) Er segnet wahrlich alle, die voll Glauben sind und sich des Evangeliums nicht schämen (siehe Römer 1:16).

Selbst wenn Sie es bisher noch nicht getan haben, Sie werden vor der Welt stehen, so wie dieser junge Mann. Wieviel Glauben werden Sie haben? Alle Ihre Entscheidungen, vor allem die großen, Ehe, Mission, Studium, Beruf, werden Ihnen leichterfallen, wenn Sie im Glauben beten, voll auf den Herrn vertrauen und dann die Eingebungen des Geistes befolgen.

Halten Sie die Gebote

Wir müssen unsere Entscheidungen immer im Einklang mit den Geboten treffen. Gehorsam erfordert, daß wir auf die Weisheit und Liebe des Herrn vertrauen. Die Geschichte eines weiteren jungen Mannes, den ich Fred nennen möchte, veranschaulicht das: Als Fred elf war, bekam er einen Job als Zeitungsbote, und es ging ihm finanziell gut. Mit sechzehn trug er immer noch Zeitungen aus. Eines Tages sagte der Manager der Zeitung, ein inaktives Mitglied: „Fred, du hast so treu gearbeitet und so viele neue Abonnenten geworben, daß ich dir die Verteilung der Zeitung überlassen möchte. Du beaufsichtigst die anderen Zeitungsjungen und bringst ihnen bei, wie sie neue Abonnenten werben sollen. Nach der Schule, wenn du deine Zeitungen ausgetragen hast, kannst du zwei, drei Stunden ins Büro kommen. Dann kannst du hier deine Hausaufgaben machen, während du auf die Kundenanrufe wartest. Übrigens zahle ich dir jetzt das Dreifache."

Fred freute sich sehr. Er sparte schon für seine Mission. Es war ein idealer Job und das in einer Zeit, in der viele Jugendliche keine Arbeit finden.

Er sagte sich immer wieder: „Der Herr segnet die, die seine Gebote halten, wirklich." Er wußte, daß er immer seinen Zehnten bezahlt, den Sabbat heiliggehalten und sein Priestertum geehrt hatte.

Nach anderthalb erfolgreichen Jahren kam der Manager George mit einer neuen Gelegenheit auf ihn zu: „Fred, du weißt doch, daß wir in einer Woche anfangen, die Sonntagszeitung auszuliefern. Du wirst nicht nur morgens die Zeitung austragen, sondern auch von sieben Uhr morgens bis zwei nachmittags im Büro bleiben müssen. Dafür bekommst du dreißig Prozent mehr Geld."

Da Fred angesichts dieser Mitteilung nicht allzu glücklich aussah, sagte der Manager schnell: „Ich weiß, du bist Mormone und willst die Extraarbeit vielleicht nicht so gern übernehmen. Dann verlierst du aber auch deinen anderen Job. Viele meiner Zeitungsjungen würden deinen Job um jeden Preis haben wollen."

Als Fred den Tag mit dem Fahrrad nach Hause fuhr, war er sehr verzagt. Er betete immer wieder: „Wie konnte das passieren, himmlischer Vater? Ich halte doch die Gebote. Ich bemühe mich, das Rechte zu tun. Ich bezahle meinen Zehnten. Ich bemühe mich, auf Mission zu gehen. Jetzt verliere ich vielleicht meinen Job. Soll ich die zusätzliche Arbeit am Sonntag machen oder nicht?"

Er erklärte das Problem seinem Vater, der weise antwortete: „Ich weiß die Antwort nicht, aber ich kenne da oben jemanden, der sie weiß." Fred sprach mit seinem Bischof, aber der sagte ihm im wesentlichen das gleiche wie sein Vater. Zwei Tage betete Fred und rang mit sich. Er wußte, daß er später am Nachmittag in einer anderen Gemeinde die Abendmahlsversammlung besuchen konnte.

Als der Chef ihn fragte, wie er sich entschieden habe, antwortete er: „Ich mache meine Arbeit gern und trage auch gern die Zeitungen aus, aber sonntags kann ich nicht arbeiten. Es ist nicht richtig."

„Dann kannst du gehen!" sagte der Manager wütend. „Komm Samstag und hol deinen letzten Scheck ab. Du bist ein sehr undankbarer Junge!"

In den nächsten paar Tagen sprach der Manager kaum mit Fred. Aber immer wenn Fred darüber nachdachte, ob er sich auch richtig entschieden hatte, war die Antwort die gleiche: „Es gibt vielleicht Menschen, die sonntags arbeiten müssen, aber du mußt nicht, und du solltest auch nicht."

Als Fred kam, um seinen letzten Scheck abzuholen, wartete der Manager

Fred trug Zeitungen aus und verdiente sich so das Geld für seine Mission – aber dann wurde ihm gesagt, er müsse auch am Sonntag arbeiten.



schon auf ihn. „Fred, verzeih mir bitte", sagte er. „Ich war im Unrecht. Ich hätte nicht versuchen sollen, dich gegen deine Überzeugung zu etwas zu zwingen. Ich habe einen Jungen gefunden, der in einer anderen Kirche ist und die Extraarbeit am Sonntag machen will. Du kannst deinen Job behalten. Möchtest du?"

Dankbaren Herzens sagte Fred ja.

Dann sagte der Manager noch: „Von jetzt an zahle ich dir auch die dreißig Prozent extra, die ich dir für die Sonntagsarbeit versprochen hatte."

Fred war voll Freude im Herzen, als er den Nachmittag nach Hause ging. „Es lohnt sich doch, die Gebote des Herrn zu halten", sagte er sich. Natürlich hätte es sich auch gelohnt, wenn er die Lohnerhöhung nicht bekommen hätte. Als Fred ein Jahr später vor seiner Abreise auf Mission seine Abschiedsansprache hielt, freute er sich sehr, als er in der Gemeinde seinen Manager sah. Er freute sich noch mehr, als er vor ein paar Monaten erfuhr, daß der Manager jetzt nach sechsundzwanzig Jahren Inaktivität in seiner Gemeinde ein treuer Hohepriester-Gruppenleiter ist.

Entscheidungen bezüglich Beruf, Mission und Ehe sind schwer. Wenn Sie sich aber auf den Herrn verlassen und seine Gebote halten, wird er wahrhaftig dafür sorgen, daß sich für Sie alles zum Guten auswirken wird (siehe LuB 90:24). Lassen Sie sich bezüglich der Grundsätze, an die Sie glauben, niemals auf einen Kompromiß ein. Vergessen Sie nie, auf den Herrn zu vertrauen.

Bewahren Sie auch in großen Schwierigkeiten Ihren Glauben

Ich möchte Ihnen noch ein letztes Beispiel erzählen. Diesmal wollen wir den jungen Mann John nennen. John wurde schwer krank, während er in einem fernen Land auf Mission war. Er hatte so starke Verdauungsbeschwerden, daß der Missionspräsident schon erwog, ihn nach Hause zu schicken. Dann spürte er eines Tages beim Gehen so starke Schmerzen im Fuß, daß er es nicht einmal mehr bis zu dem Untersucher schaffte, mit dem er und sein Mitarbeiter verabredet waren.

Der Doktor meinte, John hätte sich durch das feuchte Wetter eine Arthritis geholt, und schlug vor, er solle den Fuß ein paar Tage schonen.

Das tat der junge Missionar. Er erhielt auch einen Priestertumssegen, aber es geschah nichts. John war Distriktsleiter, und die Missionare in seinem Distrikt hatten gerade in einer Stadt, in der es eine Zeitlang keine Taufen gegeben hatte, angefangen zu taufen. Er konnte nicht verstehen, daß der Herr zuließ, daß er soviel kostbare Zeit verschwendete, da sein Distrikt doch gerade anfing, Erfolg zu haben.

Eine Woche verging, dann zwei Wochen, dann drei, dann ein Monat, ohne daß es besser wurde. Schließlich wurde er zur Hauptstadt gebracht, wo die medizinische Versorgung besser war. Eine Röntgenaufnahme erbrachte, daß er sich im Fuß einen Knochen gebrochen hatte, der falsch zusammengewachsen war. Die Ärzte versuchten es mit einer speziellen elektrischen Behandlung, die den Knochen wieder richtigstellen sollte, aber es nützte nichts. Dieses Problem und seine übrigen gesundheitlichen Schwierigkeiten machten ihn ziemlich mutlos. Wieder wurde erwogen, ihn nach Hause zu schicken.

Eines Morgens, nach fast drei Monaten, stieg er aus dem Bett und stellte fest, daß sein Fuß überhaupt nicht mehr schmerzte. Er trat vorsichtig mit dem Fuß auf, dann ganz fest, dann rannte er zusammen mit seinem Mitarbeiter einen Kilometer. Er war völlig geheilt. Mit großer Freude begab er sich gleich wieder in seinen Missionsdistrikt, um zu arbeiten.

Zwei weitere Wochen vergingen. Dann kam ein Brief von zu Hause. „Lieber Sohn", begann er, und darauf folgten ein, zwei Absätze, in denen seine Familie ihm Vorwürfe machte, weil er nichts von seiner Krankheit geschrieben hatte. Sie hatten von einem anderen Missionar, einem Freund, der davon nach Hause geschrieben hatte, erfahren, daß er krank war. Voll Liebe schrieben sie: „Wir haben zusammen angefangen, zu fasten und ständig für Dich zu beten. Wir haben Deinen Namen auch im Tempel in die Gebetsliste eingetragen und hoffen, daß es Dir hilft."

Mit Tränen in den Augen las er den Brief und sah dann in seinem Tagebuch nach: der Tag, an dem er geheilt aus dem Bett aufgestanden war, war der Tag, an dem der Brief geschrieben worden war, genau der Tag, an dem seine Familie angefangen hatte, zu beten und für den fernen Sohn ihren Glauben auszuüben.

Wie konnte das über rund elftausend Kilometer hinweg geschehen? Das weiß wohl keiner, aber daß die Macht des Glaubens Wirklichkeit ist, läßt sich nicht leugnen. Vertrauen Sie auf den Herrn, auch wenn Sie in großen Schwierigkeiten stecken. Vertrauen Sie auch dann weiter auf den Herrn, wenn die Schwierigkeiten fast nicht mehr zu ertragen sind.

Das Leben ist ein Kampf. Doch die Verheißungen des Herrn sind gewiß. Sie stehen alle mal vor großen Problemen oder Entscheidungen. Doch wenn man sich auf den Herrn verläßt, läßt sich alles lösen.

Der Herr ist wirklich die Antwort auf alle Fragen. Er kann die Möglichkeiten erschließen, die in Ihnen stecken, und Sie lehren, wer Sie sind und was Sie tun sollen.

Zum Abschluß möchte ich Ihnen ein paar Anregungen geben, die Ihnen helfen werden, dem Herrn nahe zu bleiben und auf ihn zu vertrauen:

1. Beten Sie zu ihm, und bemühen Sie sich im Laufe des Tages ständig um Offenbarung. (Siehe 2 Nephi 9:52.)
2. Lesen Sie täglich in der heiligen Schrift, auch wenn es nur ein paar Minuten sind. Sie gibt Ihnen in dieser Welt Weisung und belehrt Sie über die zukünftige Welt.
3. Üben Sie Glauben, und setzen Sie die Dinge des Geistes immer an die erste Stelle, dann kommt alles andere, wie es kommen soll.
4. Bemühen Sie sich, seinen Willen zu tun, nicht den Ihren, demütigen Sie sich und kehren Sie um, oder ändern Sie sich, so wie es nötig ist.
5. Lieben Sie Ihre Mitmenschen; dienen Sie ihnen. Weiden Sie die Herde des Herrn.
6. Halten Sie sich genau an die Gebote.

Denken Sie daran, der Herr läßt es allen, die seine Gebote halten, letztlich gutgehen. Er hat gesagt: „Und wenn die Menschenkinder die Gebote Gottes halten, wird er sie nähren und stärken und Mittel vorsehen, wie sie das vollbringen können, was er ihnen geboten hat." (1 Nephi 17:3.)

Ich bezeuge Ihnen: wenn Sie die Gebote halten, nährt er Sie, stärkt er Sie und sieht Mittel und Wege vor, wie Sie alles vollbringen können, um Ihre gottgegebene Mission hier auf Erden treu erfüllen zu können. Möge der Herr Sie in Ihren wichtigen Entscheidungen zu dieser wichtigen Zeit in Ihrem Leben segnen. □

(Nach einer Ansprache an der Brigham-Young-Universität vom 29. Mai 1984.)

Trost durch den Schleier hindurch

Owen C. Bennion



Im Säuglingszimmer des Krankenhauses kämpfte ein winziger Junge einen verzweifelten Kampf; er rang um Luft und um sein Leben.

Die langen Stunden der Nacht hindurch hielt ich am Fenster des Säuglingszimmers einsame Wache. In dem Zimmer rang ein winziger Junge um Luft. Am Tag zuvor waren wir von unserer Ranch aus in rasender Eile fast 160 Kilometer zum Krankenhaus gefahren. Das Baby war kurz nach unserer Ankunft geboren worden, sechs Wochen zu früh. Er sah aus wie ein hübscher, gesunder Junge, aber der Arzt erklärte uns, seine Lungen seien noch nicht voll entwickelt und er kämpfe verzweifelt um Luft.

Ein paar Stunden zuvor hatte ich Matthew seinen Namen und einen väterlichen Segen gegeben. Während ich ihn gesegnet hatte, hatte der Geist mir versichert, daß er eines Tages Teil unserer Familie sein würde.

Der kleine Matthew klammerte sich noch ans Leben, bis seine Mutter ins Säuglingszimmer kommen konnte, um ihn anzusehen. Er starb, noch ehe wir das Zimmer verließen. Es schien, als habe er nur gewartet, bis sie ihn einmal sehen konnte, bevor er in seine himmlische Heimat zurückkehrte.

Durch den Schock über den Tod unseres Sohnes war meine Frau wie betäubt, so daß sie gar nicht weinen konnte. Erst nach dem Gottesdienst an dem kleinen Grab, als wir auf unsere Ranch zurückgekehrt waren, konnte sie ihrem Kummer endlich freien Lauf lassen. Sie weinte lange.

Die innere Leere, als sie das Baby nach so vielen Monaten des Wartens verloren hatte, war sehr schwer für sie. Sie wurde erst wieder richtig froh, als das nächste Baby, ein hübscher, gesunder Junge, kam.

Wir wurden im Laufe der Jahre mit vielen Kindern gesegnet. Sie wuchsen mit dem Gefühl auf, daß Matthew genauso zu unserer Familie gehörte wie sie. Eins der Kinder, unsere Älteste, hat sich ihm außergewöhnlich nahe gefühlt und manchmal seine Gegenwart gespürt. Einmal, als sie in einem Sturm zur Arbeit fuhr, spürte sie, daß er bei ihr war und über sie wachte. Eines Nachts wachte sie auf und sah einen jungen Mann an ihrem Bett stehen. Er spürte anscheinend, daß sie ihn sehen konnte, und schien in der Luft dahinzuschmelzen wie ein brennender Film. Das Erlebnis erschreckte sie, und sie betete darum, zu erfahren, wer der junge Mann war. Ein paar Jahre später spürte sie Matthews Einfluß wieder, als ihre Schwägerin ein Baby verlor und Trost und Verständnis brauchte.

Vor kurzem hat einer unserer Söhne im Tempel in Idaho Falls geheiratet. Wir hatten uns zu der Zeremonie im Siegelungsraum versammelt, und der Siegler bat mich und die Mutter der Braut, Zeugnis zu geben, ehe er die Eheschließung vollzog. Während ich sprach, fiel mir auf, daß meine älteste Tochter schluchzte. Später, außerhalb des Tempels, erzählte sie uns, daß, als ich aufstand, um zu sprechen, Matthew den Raum betreten hatte. Er war von solch einer geistigen Kraft begleitet gewesen, daß sie sich nicht mehr beherrschen konnte. Als sie im Begriff war, den Raum zu verlassen und ein Stück hinter den anderen stand, spürte sie, wie etwas Warmes ihre Schulter berührte. Eine leise, feine Stimme flüsterte: „Das war dein Bruder Matthew. Er hat auch die eine Nacht bei dir am Bett gestanden."

Der Friede und die Freude, die dieses wunderbare Erlebnis uns geschenkt hat, ist unbeschreiblich. Es ist ein großer Trost, zu wissen, daß wir Matthew wichtig sind und daß es ihm wichtig ist, was wir tun, und zu wissen, daß Gott uns liebt und daß er uns Matthews Gegenwart spüren läßt, so daß wir diese Gewißheit haben können. □

Owen C. Bennion ist Präsident des Zweigs Granby im Pfahl Joplin, Missouri.

DIE EHE UND DAS GESETZ DER ERNTE

Lawrence M. Barry



Eine Betrachtung verschiedener Schritte, die ein Ehepaar befolgen kann, um eine reiche Ernte an Liebe zu erhalten.

Sie bemühten sich schon jahrelang darum, die Probleme in ihrer Ehe zu lösen. Manchmal ging es besser, aber bald traten die alten Probleme wieder auf . . . und dann wieder.

„Warum ist es bloß so schwer, eine gute Ehe zu führen?" fragten sie. Sie hatten im Tempel geheiratet, waren in der Kirche aktiv und hatten vier großartige, wenn auch anstrengende Kinder. Trotzdem war ihre Beziehung durch die immer wieder auftauchenden Schwierigkeiten großen Belastungen ausgesetzt. In letzter Zeit schienen ihre Auseinandersetzungen häufiger und willkürlicher zu sein, zufriedenstellende Lösungen waren schwerer zu finden, und die Konflikte dauerten oft tagelang.

Einmal hatten sie sich um professionelle Hilfe bemüht und waren in verschiedenen Techniken unterrichtet worden. Sie hatten erörtert, wie man sich klar und deutlich miteinander verständigt, hatten kreatives Zuhören geübt und verschiedene Übungen in effektiver Problemlösung durchgemacht. Dadurch hatte ihre Ehe wieder den nötigen Schwung bekommen, und alles war eine Zeitlang etwas besser gegangen.

Mehrere Monate später wurden sie allerdings wieder von den alten, zersetzenden Konflikten heimgesucht, und obwohl sie sich bemühten, das, was sie beim Eheberater gelernt hatten, anzuwenden, half anscheinend gar nichts. Ihre Ehe wurde immer schlechter, und sie quälten sich mit den unbeantworteten Fragen: „Was ist wirklich mit uns los? Wie können wir unsere Beziehung neu beleben? Gibt es nichts Besseres?"

Da das Dilemma dieses Ehepaares so verwickelt ist, gibt es auch keine einfache Lösung. Es ist aber wahrscheinlich, daß das Problem zum Teil daran liegt, daß sie grundlegende Gesetze des menschlichen Zusammenlebens, Gesetze, die auf dem Evangelium Jesu Christi beruhen, nicht verstehen. Es ist den beiden zugute zu halten, daß sie beträchtliche Zeit und Anstrengungen aufgewendet haben, um ihre Schwierigkeiten zu beseitigen; die Ursache ihres Problems haben sie aber trotzdem nicht entdeckt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Ehepaare, denen es am besten gelingt, eine bewundernswerte Ehe zu führen, nicht nur wertvolle Verhaltensweisen erlernt haben, die ihnen in der Ehe nützen, sondern daß sie, und das ist noch wichtiger, die grundlegenden Evangeliumsprinzipien verstehen gelernt haben, auf denen eine produktive Beziehung beruht.

Das Gesetz der Ernte

Der Apostel Paulus hat dieses ewige Gesetz mit folgenden Worten beschrieben: „Was der Mensch sät, wird er ernten." (Galater 6:7.) Die Analogie vom Säen und Ernten wurde schon von den Propheten in alter Zeit und vom Herrn gern verwendet. (Siehe beispielsweise Ijob 4:8; Sprichwörter 22:8; LuB 6:33.) Dieses „Gesetz der Ernte" setzt unser Verhalten und seine Konsequenzen in einen unauflöslichen Bezug, der sich auf jeden Aspekt unseres Lebens auswirkt, vor allem auf unsere Ehe.

Wie die Blumen und Früchte und das Gemüse in unserem Garten spiegelt unsere Ehe wider, was für Samen wir gesät haben. Wenn wir uns unser ganzes Eheleben hindurch bemühen, Samen der Liebe und Eintracht zu säen, ist es wahrscheinlicher, daß wir reiche Ernte halten werden. Natürlich kann auch das Gegenteil eintreten. Wir sind zu jedem Zeitpunkt die Summe all dessen, was wir gesät haben.

Es ist wichtig, daß wir uns bewußtmachen, daß unsere Ehe gedeiht, wenn wir immer wieder neu pflanzen, wenn Mann und Frau deutlich erkennen, daß eine einmalige Pflanzung am Anfang keine andauernde Ernte garantiert. Jeder neue Tag muß mit Pflanzen, Hegen und Unkrautjäten angefüllt sein. Ein verpaßter Tag kann dazu führen, daß man eine Woche, ein Jahr verpaßt, und dann ist der Garten vielleicht bald mit Unkraut überwuchert. Wie einen Garten kann man aber auch eine vernachlässigte Ehe durch überlegte Neupflanzung, sorgfältige Pflege und sehr viel Geduld erneuern.

Eine einsame Ernte?

Und wenn ein Ehepartner kein Interesse hat, wenn er nicht bereit ist, die guten Samen zu säen oder das Unkraut zu jäten und die Ehe zu pflegen? Was ist, wenn einer der beiden aus irgendeinem Grund nicht einsieht, wie wichtig es ist, die Grundsätze des Evangeliums in der Ehe anzuwenden? Ich glaube, es ist sehr wahr, daß man seine Ehe ändern kann, indem man zunächst einmal sich selbst ändert. Es ist vielleicht ein langwieriger Prozeß, aber viele Eheleute können bezeugen, daß man überhaupt nichts erreicht, wenn man auf Zorn mit Zorn reagiert, wohingegen es Wunder bewirken kann, wenn man sich selbst und die eigene Einstellung ändert.

Gute Samen

Wir wollen einige der vielen Samen betrachten, die dazu beitragen können, daß man eine gute Ernte einbringt:

1. Eine Beziehung, in deren Mittelpunkt Christus steht. Leider sind allzu viele Männer und Frauen wie die früheren Astronomen, die mit ihrem begrenzten Wissen und den unzulänglichen Werkzeugen fälschlich annahmen, die Sonne und alle Planeten kreisten um die Erde; später bewies nämlich der aufgeklärte Kopernikus, daß in Wirklichkeit die Sonne im Mittelpunkt der Umlaufbahn der Erde steht.

In ähnlicher Weise begehen viele Ehepaare den Fehler, so unzulängliche Grundlagen wie das eigene Ich, die Sinnlichkeit oder weltliche Zustimmung zum Mittelpunkt ihres Lebens zu machen. Bei ihren Versuchen, ihre Beziehung zu verbessern, machen sie den Herrn nicht zum Partner ihrer Anstrengungen; sie meinen, die Lösung müsse einzig und allein in ihnen selbst liegen. Dadurch übersehen sie, daß ihre Ehe den Stürmen nicht widerstehen kann, wenn sie auf solch treibenden, oberflächlichen Sand gebaut ist, auch wenn sie sich noch so tapfer bemühen, ihre Verbindung zu konsolidieren.

Glücklicherweise ist es möglich, den Frieden und die Freude einer Beziehung zu erfahren, in deren Mittelpunkt Christus steht. Durch beständige Bemühungen, die Botschaft des Herrn von Nächstenliebe und Vergebungsbereitschaft anzuwenden, und durch tägliches Beten und Schriftstudium können Mann und Frau von Herzen getröstet werden und in Liebe zusammenhalten (siehe Kolosser 2:2).

Ein Ehepaar, das ich kenne, hat diese Herausforderung ernst genommen. Als



Durch tägliches Beten und Schriftstudium können Mann und Frau in Liebe verbunden sein.

Illustrationen von Mark Beuhner

erstes fingen sie wieder an, täglich in den heiligen Schriften zu lesen, was sie nicht so konsequent getan hatten.

Als zweites machten sie es sich wieder zur Gewohnheit, abends gemeinsam zu beten, und sie hielten es so, daß sie dem Herrn laut füreinander dankten. Wenn sie so nebeneinander knieten und der eine zuhörte, wie der andere seine Dankbarkeit zum Ausdruck brachte, wurde die Verbindung zwischen den beiden stärker, eine Verbindung, die aus Dankbarkeit und Demut entstand.

Als drittes begannen sie, bei dem, was sie sagten und taten, zu erwägen, was der Herr wohl von ihnen erwartete. Sie fragten sich, vor allem wenn zwischen ihnen beiden Spannungen auftraten: „Wie möchte der Herr, daß ich mich in dieser Situation verhalte?" Dadurch wurden sie empfänglicher für den Einfluß des Heiligen Geistes, der ihre Gespräche auf eine höhere, produktivere Ebene hob.

Ein Ehepaar, dessen Leben sich um den Sohn Gottes dreht, ist wirklich gesegnet.

2. Demut. Eine erfolgreiche Ehe ist durch demütige Menschen gekennzeichnet, die ihre Stärken und Schwächen (oder „Entwicklungsgebiete") und das, was in ihnen steckt, erfahren haben. Ein demütiger Mensch weiß, daß er zwar in einer gefallenen Welt lebt, in der der natürliche Mensch ein Feind Gottes ist, daß er aber den Einflüsterungen des Heiligen Geistes nachgeben, den natürlichen Menschen ablegen und durch die Sühne Christi, des Herrn, ein Heiliger werden kann. Er kann wie ein Kind werden, „fügsam, sanftmütig, demütig, geduldig, voll von Liebe und willig, sich allem zu fügen, was der Herr für richtig hält, ihm aufzuerlegen, ja, wie eben ein Kind sich seinem Vater fügt" (Mosia 3:19).

Diese Eigenschaften sind Zeichen spiritueller Reife. Wo sie bestehen, können Stolz, Egoismus, Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit nicht sein.

3. Die richtige Perspektive. Die richtige Perspektive für unsere Beziehung zu Gott, zum Ehepartner und zu uns selbst ist ganz wesentlich. Wenn wir die Liebe des Herrn zu uns aus den Augen verlieren, ist es nur ein kleiner Schritt hin zur Erniedrigung unseres Ehepartners. Selbstverachtung führt zu Selbstschutz, Empfindungslosigkeit und einer allgemein feindseligen Haltung.

Das demütige Bewußtsein dagegen, daß ich ein Sohn meines himmlischen Vaters bin, ist ein wichtiger Schritt zur Einigkeit mit meiner Frau.

Es scheint außerdem unausweichlich, daß wir, wenn wir lernen wollen, Gott zu verehren, auch lernen müssen, seine Schöpfung zu verehren, besonders die, deren geistiger Vater er ist. Daß man den florentinischen Künstler da Vinci bewundern und dann die Mona Lisa schlechtmachen könnte, ist für viele Kunstliebhaber unvorstellbar; desgleichen ist es eine Entweihung, wenn wir Gott loben und dann unseren Ehepartner, Gottes Sohn beziehungsweise seine Tochter, mißhandeln.

4. Die Bereitschaft zu geben. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es bei den Menschen zwei verschiedene Einstellungen zum Leben und zur Ehe gibt: sie glauben entweder, daß man durch *Geben* oder daß man durch *Nehmen* glücklich wird.

Die Menschen in der letzteren Kategorie gehen von der falschen Vorstellung aus, sie würden glücklich sein, solange ihre Ehe ihnen gibt, was sie brauchen. Leider ist in den meisten Fällen darunter zu verstehen: solange mein Partner das Richtige tut und meinen Idealen entspricht, werde ich glücklich sein. Sie werden sehr unglücklich, wenn einer oder beide Partner diesen Weg gehen und nur an sich und gar nicht an den anderen denken. Diese Einstellung, bei der es um Gewinnen oder Verlieren geht,

führt zu einer erstickenden Atmosphäre voll Egoismus und Konkurrenzkampf.

Jemand, der bereit ist zu geben, weiß dagegen, daß die Ehe eine von Gott eingerichtete Beziehung ist, die, wenn sie evangeliumsbezogen ist und Christus zum Mittelpunkt hat, unser einziger Weg dazu ist, unser ewiges Potential voll auszuschöpfen. In einer erfolgreichen Ehe ist keiner der beiden Partner übermäßig um seine eigenen Interessen besorgt, sondern bereit, mit dem anderen konstruktive Kompromisse zu schließen, um das zu erreichen, was für beide am besten ist. Beide sind fest entschlossen, ihre Ehe zu hegen und zu pflegen und nicht bloß zu „ernten". Auf diese Weise haben beide ihren Nutzen.

In Wirklichkeit bekommt ein „Nehmender" gar nichts und gibt auch nichts, während ein „Gebender" gibt und nimmt.

5. Der Wunsch zusammenzuarbeiten. Mann und Frau müssen den Wunsch haben, die Ehe zu erhalten, zu schützen und zu vervollkommnen. Das bedeutet, daß sie ständig auf der Hut sind vor allem, was ihrer Beziehung Schaden zufügen könnte, sei es Druck von außen, wirtschaftliche Instabilität oder innere Zerrüttung durch Meinungsverschiedenheiten. Beiden ist klar, daß es kein eheliches Schlachtfeld geben kann; wenn nämlich nicht beide auf derselben Seite stehen, werden einseitige Siege unweigerlich zu beidseitigen Niederlagen führen. Wenn beide „wir" denken, ist ihre Partnerschaft im Wachsen begriffen, während sie beim „Ichdenken" am Absterben ist.

Den anderen zu beschuldigen ist ein leichter Ausweg, man kann damit aber keine Probleme lösen. Ich kenne einen Mann, der beschloß, in Streßsituationen, in denen er von Natur aus dazu neigte, alles, was schiefging, seiner Frau anzulasten, sich selbst einzuschärfen, daß er – und er allein – für seine Gedanken und Taten verantwortlich ist und daß Gefühle, wie zum Beispiel Zorn, das Ergebnis seiner eigenen Denkprozesse und nicht vom Verhalten seiner Frau verursacht sind. Dadurch, daß er sich eine so objektive Betrachtungsweise bewahrt, gelangt er auch leichter zu Lösungen und ist nicht durch die egoistische Reaktion behindert, den anderen zu beschuldigen.

Ein anderes Ehepaar hat es sich für seine Ehe zur Regel gemacht: „Was immer du deinem Partner sagst, mach es zum Geschenk." So haben sie es sich zur Aufgabe gemacht, neue, phantasievolle Möglichkeiten der Verständigung zu entdecken. Mit ein wenig Anstrengung haben sie es geschafft, schwierige und heikle Situationen zu meistern und dabei deutlich zu machen: „Du liegst mir am Herzen – unsere Beziehung liegt mir am Herzen." Gemeinsam haben sie allen negativen, schädlichen Elementen den Kampf angesagt, die ihre Beziehung verletzen könnten.

6. Dienen. Allzuhäufig wird unter Liebe nur ein Gefühl, ein warmes Gefühl, verstanden, etwas Unbeschreibliches, aber doch Reales. Ich glaube, solche Gefühle sind in großem Maße das Ergebnis liebevollen Verhaltens, das zwischen Mann und Frau stattgefunden hat. Es ist sehr wichtig, daß wir unter *Liebe* etwas Tätiges verstehen. Wenn wir dann sagen: „Ich liebe dich", tun sich darin liebevolles Handeln und Dienen kund und nicht bloß ein Gefühl. „Ich empfinde Liebe für dich" ist bei weitem nicht so wichtig wie „ich zeige dir meine Liebe". Vielleicht hatte der Herr das im Sinn, als er sagte: „Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten." (Johannes 14:15.) Es ist wohl offensichtlich, daß es ihm nicht bloß um das Gefühl Liebe, sondern um den Beweis der Liebe ging. In unserer Ehe darf es nicht weniger sein.

Wie die Blumen und Früchte und das Gemüse in unserem Garten spiegelt unsere Ehe wider, was für Samen wir gesät haben.

Das Dienen in der Ehe setzt eine innere Verpflichtung zum Wohlergehen unseres Partners sowie die Bereitschaft voraus, die Rolle des Dieners zu übernehmen. Der Herr hat gelehrt, daß wahre Führung vom Dienst am Nächsten abhängt. (Siehe Matthäus 20:26,27.) Sein engagierter Jünger Paulus hat sich in seinen Ratschlägen zum Thema Ehe an die Heiligen in Ephesus besonders an die Ehemänner gewandt. Er hat das große Opfer des Herrn für die Kirche und die besondere patriarchalische Verantwortung des Mannes für seine Frau miteinander verglichen und geschrieben: „Ihr Männer, liebt eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat." (Epheser 5:25.)

Mann und Frau kommt gleichermaßen die große Aufgabe zu, einander zu dienen und darauf bedacht zu sein, das zu geben, was der andere wirklich braucht, und nicht das, was man selbst für nötig hält. Es hat beispielsweise wenig Wert, wenn ein Mann seiner Frau ein neues Sofa kauft, wenn sie sich in Wirklichkeit wünscht, mit ihm allein zu sein, um über ihren Tag sprechen zu können. Genauso falsch handelt eine Frau, wenn sie meint, es sei immer wichtiger, Rat zu erteilen als hinter ihrem Mann zu stehen.

Das Ehepaar, von dem eingangs die Rede war, mußte sich gewaltig anstrengen, bis ihm klar wurde, was freiwillige Dienstbereitschaft bedeutet. Doch als die beiden dann still und bewußt auf dieses Ziel hinarbeiteten, erkannten sie allmählich, was es heißt, den Namen Christi auf sich zu nehmen. (Siehe LuB 20:77.) Wer kann uns die Rolle des Dieners besser zeigen als Jesus? Während sie in dem Wunsch und in der Fähigkeit zu dienen wuchsen, erfuhren sie einen innigen Frieden, der nur dem wachsenden Interesse am anderen entspringt. Ja, sie stellten fest, daß sie wahrhaftig begonnen hatten, sich selbst zu finden, indem sie sich im Dienst am anderen verloren. Das war wohl die größte Gabe von allen: die Erfahrung, daß die Grundsätze des Evangeliums Jesu Christi keine größere Bedeutung haben können als im Bezug zu ihrer Ehe.

In der Ehe können wir die Grundsätze des Evangeliums und ein christliches Leben am besten lernen. Gibt es irgendeinen Zweifel daran, daß wir als erstes lernen müssen, diese Grundsätze in unserer Familie anzuwenden? Alle Schöpfungen Gottes existieren gemäß ewigen Ordnungsprinzipien, und unsere Ehe ist da keine Ausnahme. Es ist unsere Bestimmung, die Grundsätze der ewigen Ehe zu lernen und zu meistern, damit wir einmal bereit sind, an allem teilzuhaben, was der Vater uns verheißen hat, nämlich ein immerwährendes Erbteil und den Fortbestand der Leben. (Siehe LuB 132:19,22.) □

Lawrence M. Barry, Familien- und Eheberater, ist außerplanmäßiger Hoher Rat im Servicemen-Pfahl Kaiserslautern.


mp